

# Schweizer Literatur in Kurzkritik

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **87 (2007)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Es ist immer wieder zu hören, die deutschsprachige Literatur der Schweiz könne international nicht mithalten, sei uninteressant und kraftlos, hätte weder Pfiff noch Esprit, sei bestenfalls gediegen, meist jedoch belangloses Mittelmaß, manches zwar nett zu lesen, das meiste jedoch schnell wieder vergessen. Wir baten daher unsere Autorinnen und Autoren, in einem kurzen Text ihren Eindruck beim Lesen der Neupublikationen festzuhalten. Fortsetzungen folgen in den kommenden Ausgaben.

## Schweizer Literatur in Kurzkritik

### Geständnis eines vom Liebespfeil getroffenen Rezensenten

Dass einem das widerfahren kann: sich in ein Buch, seinen Rhythmus, seine zarte Sprache regelrecht zu verlieben. Ungehörig für jemanden, der sich anschickte, ein kritisches Wort über diese «Orfeo» betitelte Prosakomposition zu schreiben, die klingt, als handle es sich um ein in Prosa aufgelöstes Libretto für leise, gedämpfte Stimmen.

Entweder lieben oder kritisieren oder aus Liebe kritisieren oder durch Kritik einen Liebesbeweis leisten: Wo käme man denn dahin, wenn ein Kunstrichter damals, als Tracey Emin in der Londoner Tate ein ungemachtes Bett ausstellte, sich einfach in dasselbe gelegt und sich darin wohl gefühlt hätte, wohligh darin eingeschlafen wäre und einen erotischen Traum geträumt hätte? Nicht auszudenken, wenn sich ein Musikkritiker bei einem neuen Stück von, sagen wir, Arvo Pärt, John Tavener oder Philip Glass wie in Trance wiegte und gleichsam in Klanghypnose verfiel.

Da bespricht man über ein Vierteljahrhundert Bücher, hält seinen kritischen Blick für recht geübt und dann greift man nach einem Buch, Orfeo betitelt, mit einem Schutzumschlag, der Venedig in Grau zeigt; die Laternen zartrosa; der Einband blütenweiss, Unbeflecktheit vortäuschend, gewiss, da kann schon so manches geschehen, aber dann das, dass man geständig wird. Der erste Satz dieser Prosa hatte ja noch nichts Spektakuläres an sich: «Nun lag auch Mailand schon hinter ihm.» Auf der Zugfahrt von Zürich nach Venedig. Aber am «auch» lag es, dass ich neugierig wurde. Ich blätterte, um mir die Struktur des Textes zu vergegenwärtigen: fünf

Teile, ja, ganz wie in Thomas Manns «Der Tod in Venedig». Fünf verspricht etwas Klassisches, womöglich Tragisches: ein älterer Herr auf der Suche nach seiner früheren Frau, der (noch immer) viel zu schönen Stella, die ihrerseits von einem anderen Angebeteten träumt; irgendwo im slowenischen Karst vermutet sie ihn. Der vermögende ältere Herr aus Zürich namens Hans Bauer findet seine Schöne von einst in Venedig; sie laufen nebeneinander her, machen sich auf nach Triest; auch Gustav Aschenbach wollte ja damals nach Abbazia bei Triest, konnte sich aber von Venedig nicht mehr befreien. Er war Venedig verfallen; Hans Bauer und die schöne Stella mit Hund sind der Erinnerung verfallen, dem Suchen, den Spuren. Sie hoffen auf ein neuerliches Zünden des Liebesfunkens. Aber die Wirklichkeit in Triest ist triste; der Karst keine Augenweide, der Weg zurück nach Venedig unumgänglich. Am Ende dieser Prosadichtung, denn um eine solche handelt es sich, nicht um einen Roman, leidet zwar niemand an Cholera und jedem steht der Weg offen, zurück nach Zürich oder irgendwohin, aber es bleibt bei einem letzten Blick auf das Meer, ohne Tazio, aber auf eine Fähre, eine griechische dazu noch: «*Sie fuhr sehr langsam, so dass man sie lange noch sah. Und als man sie nicht mehr sah, konnte man sich doch vorstellen, in welches Abendlicht sie hinausfuhr, in welche Bläue.*» Ja, das ist ganz einfach schön. Und «Orfeo» heisst diese Prosadichtung nicht nur wegen des Mottos aus Monteverdis Oper («*Was bleibt mir denn noch, wenn du mich verlässt, süsseste Hoffnung?*»), sondern weil Hans Bauers Blick in Stellas Zimmer auf eine Karte mit Coneglianos «Orpheus»-Zeichnung fällt, weil er selbst ein Orpheus sein will, der seine für ihn verlorene Eurydike sucht, aber selbst nicht wirklich zum Sänger wird.

Ja, man kann sich in diese zarte Prosa verlieben, in dieses Gewebe aus Vertrautem und Ungeahntem, aus leisester Tod-in-Venedig-Parodie und genuiner Darstellung einer späten, aber nie zu späten Sehnsucht. Oder wie es das Liebesgedicht Heines nahelegt («Im wunderschönen Monat Mai»): es kommt darauf an, sich und dem anderen seine Sehnsucht und sein Verlangen einzugestehen, sich zu seinen Gefühlen zu bekennen und die poetischen Bilder fließen zu lassen. Die Prosa dieser Autorin ist selbst wie eine Gondel, in der wir auf dem Canal Grande wahrer Empfindungen gleiten können.

besprochen von Rüdiger Görner, London

Elisabeth Binder: «Orfeo». Stuttgart: Klett-Cotta, 2007.

### Ungezügelter Sentimentalität – Schade!

Was ist literarischer Kitsch? Man bezeichne damit Texte, so erklärte es der Germanist Helmut Kreuzer, die von den «*dominierenden Geschmacksträgern*» einer Zeit «*ästhetisch diskriminiert werden*». Folgen wir dieser Bestimmung, dann ist

«Lea», das neue Buch von Pascal Mercier, zweifellos kitschig. Denn führende Geschmacksträger der Gegenwart haben vor ihm bereits gewarnt. Sogar Elke Heidenreich, die sonst immer nur Empfehlungen abgibt, riet von einer Lektüre ab.

Solche Reaktionen waren vorauszusehen. Warum? Weil Pascal Mercier getan hat, was man als Autor, der literarisch ernstgenommen werden will, einfach nicht tun darf: er hat mit «Perlmanns Schweigen», «Der Klavierstimmer» und «Nachtzug nach Lissabon» gleich drei Romane geschrieben, die von der Literaturkritik wenig beachtet und trotzdem alle sehr erfolgreich wurden. «Nachtzug nach Lissabon» verkaufte sich innerhalb von drei Jahren über 1,5 millionenmal, viel häufiger als Daniel Kehlmanns Bestseller «Die Vermessung der Welt». Nichts kränkt professionelle «Anwälte der Literatur» mehr, als wenn so etwas ganz ohne ihr Zutun geschieht. Deshalb erklären sie in diesem Fall nicht, warum diese Bücher soviel Zuspruch finden konnten. Sie geißeln vielmehr den Erfolg als Geschmacksverirrung des Publikums. Aber ist es wirklich eine?

Man muss, um diese Frage gerecht zu beantworten, ein bisschen ausholen. Pascal Mercier heisst im bürgerlichen Leben Peter Bieri. Er ist Professor für Philosophie in Berlin und hat ein philosophisches Sachbuch über «Das Handwerk der Freiheit» geschrieben, das im Gegensatz zu den Büchern der meisten seiner Fachkollegen ein Kassenschlager war. Darin widerspricht er viel diskutierten Thesen von Hirnforschern wie Wolf Singer und Gerhard Roth, die meinen, alle menschlichen Willensakte seien vollständig neuronal determiniert. Bieri hält dagegen daran fest: «*Was wir tatsächlich tun, ist nicht das einzige, was wir tun können. Es liegt an uns, welche der verschiedenen Möglichkeiten wir verwirklichen, und das heisst: Es liegt daran, was wir wollen.*» Was der Philosoph Bieri theoretisch entwickelt und anschaulich begründet, zeigt der Romancier Mercier an Fallbeispielen. In «Perlmanns Schweigen», seinem besten Roman, demonstriert er, mit welcher nahezu unausweichlich erscheinenden Folgerichtigkeit ein Gelehrter zu einem Mörder an einem Kollegen werden kann, es aber doch nicht zwangsläufig werden muss. Angereichert mit Reflexionen über den Zusammenhang von Sprache, Gedächtnis und Erinnerung, erschöpft sich dieses Buch also nicht darin, ein atemraubend spannender Thriller zu sein. Und auch die beiden Romane, die auf «Perlmanns Schweigen» folgten, kombinieren eine spannende Geschichte mit nicht minder spannenden philosophischen Fragen. Was hat Mercier vor diesem Hintergrund mit seinem neuen Buch im Sinn gehabt?

Protagonist ist der Wissenschaftler Martijn van Vliet. Er hat seine Frau bei einem Unfall verloren und lebt seitdem mit seiner Tochter Lea allein. Lea hat den Verlust ihrer Mutter nicht verkraftet und erwacht erst zu neuem Leben, als sie eine Strassenmusikerin Bachs Partita in E-Dur spielen hört. Sie will daraufhin selbst das Geigenspiel erlernen, zeigt sich ungewöhnlich begabt und wird schliesslich ein Star. Den Verlust der Mutter vergisst sie darüber zeitweise,

kann ihn aber nie restlos kompensieren. Die gewonnene und mühsam behauptete Identität bleibt fragil. Ihr hebräischer Name, der soviel bedeutet wie «*die sich vergeblich Bemühende*», ist daher sprechend gewählt. Am Ende landet Lea in der Psychiatrie.

Gelangt Lea jemals an einen Punkt, an dem sie verantwortlich für ihr Leben eine Entscheidung hätte treffen können? Und ist nicht auch ihr Vater ein von den Umständen Getriebener? Mit den Fragen, die diese Novelle aufwirft, wirkt sie beinahe wie ein Dementi der vom Philosophen Peter Bieri vehement verteidigten Willensfreiheit. Aber sie ist kein Dementi. Denn bei näherem Hinsehen zeigt es sich, dass es einen schmalen Grat gibt, der Lea und ihren Vater trennt. Wie schon der Titelheld in «Perlmanns Schweigen», muss Martijn van Vliet nicht handeln, wie er handelt. Bei seiner Tochter fragt man sich dagegen unablässig, ob es für sie überhaupt Alternativen geben könnte. Diesen Unterschied sinnfällig zu machen, ist offensichtlich die Idee, die der Novelle zugrunde liegt. Wie hat Mercier sie ausgeführt?

Er scheut diesmal, anders als in seinen bisherigen Romanen, weder Pathos noch Empfindsamkeit und geht dabei sehr weit. Dann zum Beispiel, wenn von einer «*kochenden Lava der Gefühle*» die Rede ist oder wenn Leas Geigenspiel eine «*heilige Messe der gestrichnen Töne*» genannt wird. Diese plakative Bildlichkeit paart sich noch dazu mit abgegriffenen Metaphern, etwa jener von der allseits bekannten Faust, die aufs Auge passt. Das häufige Weinen und Schluchzen kombiniert mit dem Sujet des tragisch scheiternden musikalischen Genies erinnert schliesslich sehr an triviale Genres. Und Mercier gelingt es leider nicht, den unter anderem dadurch geweckten Eindruck einer ungebändigten Rührseligkeit wieder zu relativieren. So hadert man am Ende mit einer durchaus komplexen Geschichte, bei der es der Autor nicht vermochte, eine deutliche Tendenz zur Sentimentalität besser zu zügeln.

besprochen von Gunter Nickel, Darmstadt

Pascal Mercier: «Lea». München: Hanser, 2007.

## Lesen oder Sex?: das Büchlein fürs Bett

Am besten liest man dieses Büchlein im Bett. Es lastet nicht auf den Rippen und verschlägt nicht den Atem vor revolutionärer Inbrunst. Der Titel, der nach politischer Gärung und Krawall tönt, ist einem der versammelten Texte entnommen, liegt dem Buch aber so eng an wie «*Velofahren in China*». Hingegen sitzt der Untertitel «*Die Künste und ihre Schauplätze*». Siebzehn kurze Essays handeln von Ästhetischem, Alltagspragmatischem und Lebensphilosophischem, von Sprache, Musik, Literatur, Kunst, Zeit und Raum. Es geht – eben gerade auch – um das Lesen im Bett, um neugierig-gewagte Gänge in die Welt der Naturwissenschaft, des Urknalls und der Bankschalterhallen, um Spiegel, den

autobiographischen Pakt oder die iPods. Es ist das Privileg von Essays, sich über alles und jedes zu äussern. Sie dürfen das Grosse und das Kleine zusammenbringen, das Naheliegende und das Entlegene; und gut gemacht wie hier, stellt sich dieses Zusammenbringen nicht nur als vollkommen natürlich dar, es verändert auch den Blick, und was nun nah ist und was entlegen, steht nach der Lektüre stark in Frage.

Ein Teil der Texte ging schon ein in Zeitungskolumnen. Kolumnen gehören je nachdem, das heisst je nach Autorin und Autor, zu den erfreulichsten oder den überflüssigsten und ärgerlichsten Spalten. Diese hätte ich mir gefallen lassen. Sie bedienen sich eines angenehm jargonlosen, manchmal umgangssprachlichen Stils und bieten ihre Substanz fast unauffällig in musikalisch-einfachen Sätzen. Nicht immer scheuen sie das Triviale – aber warum sollten sie auch? Freundlich nickt man den Heiligen Freud, Foucault und Lacan zu, deren Säulen das Flanieren von Versuch zu Versuch da und dort beleben und erheitern.

Der Essay über das Lesen im Bett empfiehlt, vor dem Einschlafen zwischen Lesen oder Sex zu entscheiden. Das ist gefahrlos getan, denn zwischendurch wird wohl in allen Schlafzimmern ganz ohne Aufruhr die Wahl auf den Griff zu Büchern fallen; dann aber, wie gesagt, liest man am besten dieses.

besprochen von Thomas Sprecher, Zürich

Corina Caduff: «Land in Aufruhr». Basel: Lenos, 2007.

## «Die alte Schweiz, mit Respekt zu nennen»

Wer emigriert schon gerne? Deswegen ist die Beziehung von Emigranten zum Land ihres Exils meistens ambivalent. Ohnehin tut es niemand freiwillig. Drastische Beispiele haben untern anderem die beiden Häupter der «Kritischen Theorie», Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, geliefert. Noch während sie mit dem emigrierten «Institut für Sozialforschung» in den Vereinigten Staaten generöse Aufnahme finden, notieren sie ihre «Minima Moralia», die nur wenig Gutes an ihrem Exilland finden. Es gibt eine Exilanten-Tradition der Undankbarkeit.

Auch die Schweiz als Exilland ist davon betroffen. Da mag es dem verwundeten patriotischen Gemüt etwas Linderung verschaffen, wenn es in zwei gerade erschienenen Publikationen just von Autoren aus dem Umkreis der exilkritischen Theorie auf eine Tradition der Dankbarkeit stösst: in Martin Dehli's Biographie Alexander Mitscherlich's, des Neubegründers der Nachkriegspsychoanalyse in Deutschland, und in der grossen Bildmonographie Ernst Bloch's.

Mitscherlich's Erfahrung war die eines zeitlich begrenzten, eher zufälligen Exils. Im März 1937 befand er sich gerade in Zürich, als in seiner Wohnung in Freiburg im Breisgau, seinem Studienort, die Gestapo erschien, um Mitscherlich als Mitglied des Kreises um die Zeitschrift «Widerstand»

und ihren Spiritus rector, den Nationalrevolutionär Ernst Niekisch, zu verhaften. Mitscherlich entging vorerst der Verhaftung. Er schrieb sich an der Zürcher Universität ein, nahm für eine Psychoanalyse Kontakt zu dem angesehenen Zürcher Daseinsanalytiker Gustav Bally auf, der 1934 in der «Neuen Zürcher Zeitung» die «*Deutschstämmige Psychotherapie*» C.G. Jungs scharf attackiert hatte, und fand Eingang in Zürcher Gesellschaftskreise um Emil Oprecht, den Verleger des Europa-Verlags, und den Neurologen Erich Katzenstein-Sutro. Im Rückblick sprach Mitscherlich von seinem «*sanften*» Zürcher Emigrantenschicksal. Die Dankbarkeitsadresse in seiner Autobiographie «Ein Leben für die Psychoanalyse» lautete: «*Die Atmosphäre war dort viel friedlicher und freier als in Deutschland. Man hatte Luft zum Atmen.*» Ja, man war durchaus «*fröhlich*» – bis Mitscherlich im Dezember 1937 den Fehler machte, heim ins Reich zu wollen. Nun wurde er tatsächlich von der Gestapo verhaftet.

Eine – später freilich zerbrochene – Tradition der Dankbarkeit auch bei Ernst Bloch, für den die Schweiz zwei Jahre lang keineswegs der U-topos, sondern der Topos des Prinzips Hoffnung wurde. Im Frühjahr 1917 emigrierte der Weltkriegsgegner Bloch zusammen mit seiner ersten Frau Else von Stritzky wie viele andere deutsche Kriegsgegner in die Schweiz. Offizieller Anlass der Ausreise war die Studie «Über einige politische Programme und Utopien in der Schweiz». Die Domizile wechselten: das Tessin, Bern, Thun, Interlaken. Die Gümlinger Villa des zum Pazifisten mutierten vormaligen Direktors der Essener Krupp-Werke Johann Wilhelm Muehlon wurde zum Treffpunkt der deutschen Emigranten. In Interlaken kam Bloch durch seinen Freund Wiedemann, den Architekten und Bürgermeister von Interlaken, an einen Stammtisch von «Entente-Freunden». Bloch schrieb engagierte Artikel für die im April 1917 gegründete, erstaunlicherweise auflagenstarke «Freie Zeitung», ein den Ideen der französischen Revolution verpflichtetes «unabhängiges Organ für demokratische Politik». Die deutschen Kriegsgegner wurden von der deutschen Botschaft in Bern überwacht. Das Dossier «Revolutionäre Propaganda der Entente in Deutschland, Schweiz...» vermerkte: «*Die feindliche Propaganda aus der Schweiz hat in der letzten Zeit einen ausserordentlich grossen Umfang angenommen.*» Trotzdem konnte die «Freie Zeitung» weiter erscheinen und Bloch in ihr publizieren. Mehr als 100 seiner Artikel künden davon. In einem 1967 aufgezeichneten Gespräch mit Michael Landmann äusserte Bloch seine Dankbarkeit: «*...nun das Erstaunliche, was meine Freunde in Bern nicht für möglich hielten, die die Schweizer als pharisäische und geldgierige Provinzler betrachteten: diese Stammtischrunde hat mich am Leben erhalten. ... Sie liessen uns umsonst wohnen, lieferten die Wäsche und luden uns immer ein. Das war die alte Schweiz, die noch geblieben ist, mit Respekt zu nennen.*»

Zum Zeitpunkt des Gesprächs hatte Bloch freilich auch schon die Exil-Erfahrung einer jüngeren Schweiz gemacht. Im März 1933, nach dem Reichstagsbrand, war er mit sei-



ner zweiten Frau Karola ein zweites Mal in die Schweiz geflohen. Man lebte zunächst in Küsnacht, dann in Zürich. Doch nun war die regelmässige Erneuerung der Toleranzbewilligung durch die eidgenössische Fremdenpolizei das Damoklesschwert, das über den Immigranten hing. Die Blochs – Karola war KPD-Mitglied – wurden überwacht, verhaftet und schliesslich im September 1934 ausgewiesen. In einem unveröffentlichten Gespräch mit Alfred A. Häslar von der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft hat Bloch die nun *«Enttäuschte Liebe zur Schweiz»* bilanziert. Da sprach er von jenem eigentümlichen Land, *«in dem ... die politisch-moralischen Ideen aussahen wie Börsenpapiere, die je nach der Kriegslage schwanken. Und so war die Stimmung, man wollte es mit den Nazis auch nicht verderben, man konnte schliesslich nicht wissen, wer siegte.»* Wohin hätte man auch als Schweizer emigrieren sollen...

besprochen von Ludger Lütkehaus, Freiburg

Martin Dehli: *«Leben als Konflikt. Zur Biographie Alexander Mitscherlichs»*. Göttingen: Wallstein, 2007.

«Bloch. Eine Bildmonographie», hrsg. vom Ernst-Bloch-Zentrum, bearbeitet von Karl-Heinz Weigand. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2007.

## Auch keine Currywurst

Es muss nicht immer Kaviar sein, wusste schon Johannes Mario Simmel. Manchmal tut's auch eine Currywurst. Die ist in der Welt der Feinschmecker das, was der Kriminalroman in der Literatur ist: im besten Fall eine deftige Gaumenfreude für den ansonsten äusserst verfeinerten Geschmack, ein Kitzel der Nerven, den viele literarische Gourmets ab und an durchaus geniessen. Adorno las mit Vergnügen Leo Perutz, andere bevorzugten Wilkie Collins oder Joseph Sheridan Le Fanu. Auch Arthur Conan Doyle oder Agatha Christie, um das Niveau etwas abzusenken, haben ihre Liebhaber. Ein allzu grosser, über das eigene Metier hinausreichender Anspruch schadet in solchen Fällen meist. Nicht immer, das weiss ich, aber meist.

Leider kann Charles Lewinsky diesen Anspruch nicht verleugnen. Sein Roman aus der französischen Provinz will Literatur sein und Krimi zugleich. Er erzählt die Geschichte eines älteren Lehrers, der sich nach seiner vorzeitigen Pensionierung – er hatte ein Verhältnis zu einer Schülerin –, in dem kleinen Dörfchen Courtilon vergräbt. Hier scheint die Welt noch weitgehend in Ordnung und ein bisschen langweilig zu sein. Die Dinge gehen ihren geregelten Gang. Wunderbare Figuren bevölkern die Idylle: Mademoiselle Millotte, die äusserlich vertrocknet, innerlich aber sehr lebendig in ihrem Rollstuhl sitzt und die Welt um sich herum mit klugen Augen beobachtet und meist auch durchschaut, der Handwerker Jean Perrin, Saint Jean genannt, dessen praktischer Verstand alle Widerstände der Dinge überwindet, aber an den Menschen scheitert, oder Le juge, der

ehemalige Richter, der hinter der Maske des Zynikers ein Moralist ist. Sie alle werden glänzend geschildert, wie auch die kleine Welt mit ihren wenigen Strassen, ihren Gärten und immer gleichen Ritualen, die ihre Bewohner gefangen hält, ohne dass sie sich dessen bewusst wären.

Doch die Idylle ist brüchig. Daran lässt der Autor keinen Zweifel. Wer, wie ich, selbst aus einem Dorf kommt, weiss das. Idyllen sind immer brüchig. Für diese Erkenntnis braucht es keine Gewalttaten. Die aber tischt Lewinsky auf. Mademoiselle wird erschossen, Saint Jean der Vergewaltigung angeklagt, junge Mädchen arbeiten sich an ihrem sexuellen Trauma ab, die Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs und das Gespenst der Résistance sind noch lebendig und spuken durch die Köpfe. Hier wird vom Autor auf recht plakative Weise eine nur trügerisch geordnete Welt aus den Angeln gehoben, hinter der sich bürgerliche Abgründe öffnen und verdrängte Dämonen ihr Unwesen treiben, eine Welt, die am Ende aber doch den Sieg davonträgt: ihr Name lautet Provinz. Mord und Totschlag werden benutzt, um, für jeden sichtbar, auf kurze Zeit die Statik dieser scheinbar heilen Welt zu zerstören.

Das ist ein bisschen billig. Und auch die Auflösung der Rätsel und Geheimnisse ist hier eher wenig aufregend. Ausserdem kommen die wirklich Schuldigen davon. Dies mag der Realität entsprechen, ich schätze das aber nicht, und es widerspricht der Tradition des Krimis als säkularisiertem Mysterienspiel: Simulationen einer wiederherstellbaren, intakten Ordnung der Welt. Dort hat die Erlösung vom Bösen am Ende zu stehen. Wo kämen wir sonst hin? Der aber verweigert sich Lewinsky.

*«Courtilon ist nur eine Geschichte, mit der ich mir die Zeit vertreibe, bis das richtige Leben weitergeht. Eine Wartezimmer-Illustrierte, etwas zum Lachen, etwas zum Weinen, vermischte Meldungen ... Mädchen aus dem Fenster gesprungen, Mann beim Pilzesammeln verprügelt, Geldkurier erschossen, was man so braucht als Gesprächsstoff.»* Das steht auf Seite 93. Viel mehr passiert auf den folgenden 223 Seiten auch nicht. Es ist für einen gelungenen Krimi zu wenig, für einen guten Roman aber womöglich schon zuviel.

besprochen von Gerald Funk, Marburg

Charles Lewinsky: *«Johannistag»*. München: Nagel & Kimche, 2007.

## Gänsefüsschentage

*«Rückblickend stören mich nur zwei Dinge. Zuviel geredet zu haben und zu schnell gegangen zu sein. Stumm stehenzubleiben wie ein Baum! Dies nicht als Ziel; nur als ein Zielen.»* Was Rudolf Bussmann im 25-Stundenbuch dem Alltag, dem Verweilen abgewinnt, ist unerschöpflich. Seine Aphorismen und Bagatellen sind um Aussagen nicht verlegen, nie aber sind sie hochfahrend oder altbacken. Sie sind nichts für Schnellversther. In einer Art Hinterbewusstsein keimen sie und gelangen

zögernd ins Gebrauchsbewusstsein. Lektüre für Doppelt- und Dreifachlesende. Man wünschte sich neue Strassenschilder – man schriebe einander Postkarten und Briefe an Adressen wie *Die-Reihe-unserer-Tage-sind-die-Obertöne-zu-einem-Ton-der-ohne-sie-nie-erklänge-Strasse* oder an die *Am-leichtesten-löst-er-Probleme-die-ihn-nichts-angehen-Gasse*.

«*Am unerbittlichsten hakt Chantal an den Tagen nach, die ich die Gänsefüsschentage nenne, weil sie so ereignislos verliefen wie der Vortag. Ihre Begabung, die Nichtigkeiten, beiläufigen Gespräche, wertlosen Verrichtungen als Geschichten zu hören, macht aus meinem Alltag eine unerhörte Begebenheit, und aus ihr die Dichterin zahlloser ungeschriebener Novellen.*» Wenn das Geheimnis einer dauerhaften Beziehung ist, dass man Kräche miteinander und nicht gegeneinander austrägt, so ist das Geheimnis von Bussmanns Aphorismen, dass sie zum Dialog einladen. Das 25-Stundenbuch ist eine Kerze, deren Schein das Dunkel unserer Gänsefüsschentage aufreisst.

besprochen von Christoph Simon, Bern

Rudolf Bussmann: «Das 25-Stundenbuch». Frauenfeld: Waldgut, 2006.

## Zürich literarisch

Zürichs literarische Topographie ist in den letzten Jahren gleich zweimal in Form von Literaturführern vermessen worden. Damit wurde nachgeholt, was Kurt Guggenheim einst behauptet hat: Wenn man auf einem Stadtplan von Zürich alle literarischen Orte mit einem Punkt bezeichnet, dann entsteht dabei eine dicht gepunktete Fläche, die sich vom Zürichhorn bis zum Platzspitz und von der Sihl bis zu den Hochschulen erstreckt. In diesem Jahr ist gar ein dritter Literaturführer eigenen Zuschnitts mit 50 literarischen Porträts erschienen, die der «Tages-Anzeiger» in der Artikelserie «Geschrieben in Zürich» von 2003 bis 2007 publiziert hat.

Die zeitliche Spannweite der Autorenporträts ist gross: von Johannes Hadlaubs Minneliedern bis zu Niklaus Meienbergs polemischer Familiengeschichte des Generals Ulrich Wille – 700 Jahre also. Das Auswahlprinzip ist einfach und überzeugend zugleich, die behandelten Autoren sollten einerseits gestorben sein, andererseits in Zürich ein Werk verfasst haben. Nach dem literarischen Auftakt des Zürcher Minnesangs im Mittelalter setzt der Band erst wieder mit Autoren der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein, die Zürichs Ruf als Limmatathen mitbegründet haben. Klopstock und Goethe entdeckten den Zürichsee in hymnischen Gedichten erstmals als literarische Landschaft. Die Porträts des 19. Jahrhunderts stehen im Zeichen der Emigranten aus deutschen Landen. Zu nennen sind Büchner, Herwegh, Wagner oder Mommsen. Doch auch die Zürcher Schriftsteller C.F. Meyer, Keller und Spyri haben ihren Weg in die Weltliteratur gefunden. Im 20. Jahrhundert flüchten wieder zahlreiche Emigranten in die Limmatstadt: die Dadaisten im Ersten Weltkrieg, Tucholsky, Lasker-Schüler, Brecht,

Thomas Mann und viele andere zur Zeit des Nationalsozialismus. Die Schweizer Literatur ist vor allem mit Robert Walser, Zollinger, Frisch und Dürrenmatt in Zürich namhaft vertreten. Der Untertitel des Literaturführers spricht etwas vollmundig von Weltliteratur in Zürich. Gottlob ist das Buch weniger ambitiös und nimmt auch Literaten niedrigeren Ranges auf, wie Felix Salten mit seinen Bambi-Geschichten oder den Weltverbesserer Ludwig Rubiner, der als Drahtzieher der Weltrevolution verdächtigt wurde. Der Herausgeber des Literaturführers, Martin Ebel, versteht Literatur in einem weiten Sinn. So berücksichtigt er auch Historiker vom Range Eduard Fueters und Golo Manns oder den Revolutionär Lenin mit seiner Kampfschrift «Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus» sowie den Psychoanalytiker C.G. Jung. Viele der porträtierten Autoren und deren Beziehung zu Zürich sind hinlänglich bekannt, trotzdem überraschen die gut recherchierten Porträts durch neue Sichtweisen und lebendige Darstellung. Der Herausgeber hat dafür schreibgewandte Beiträger gefunden. Neben Redaktoren des «Tages-Anzeigers» auch Literaturexperten, Publizisten und Schriftsteller.

Wie das Vorwort betont, strebt das Buch keine Vollständigkeit an. Sie wäre verfehlt gewesen. Dennoch ist die allzu grosse Lücke von rund 450 Jahren zwischen Hadlaub und Klopstock zu bedauern. Die literarischen Vertreter jener Zeit sind heute gewiss wenig bekannt, hätten aber zur Entdeckerfreude an grossen Geistern in Zürich beigetragen. Der Chorherr Felix Hemmerli (1388 bis ca. 1458) beispielsweise verfasste zahllose Streitschriften zu kirchlichen und politischen Fragen, der angesehene Stadtarzt und Stückeschreiber Jakob Ruf vermittelte in seinen Theaterstücken ein anschauliches Panorama der Zürcher Gesellschaft zur Reformationszeit, und Johann Wilhelm Simler, der bedeutendste Zürcher Dichter des 17. Jahrhunderts, gab das erste Zürcher Neujahrsblatt «Tischzucht» heraus. Auch bei diesen Beispielen handelt es sich nicht um Weltliteratur. Sie zeigen aber, dass Zürichs literarische Strahlkraft mit Städten wie Berlin, Wien und München gleichziehen kann.

besprochen von Rainer Diederichs, Zürich

Martin Ebel (Hrsg.): «Nackt gebadet, gejauchzt bis zwölf. Weltliteratur in Zürich – 50 Porträts.» Zürich: Nagel & Kimche, 2007.

## Kennste eine, kennste alle

Die Geschichte funktioniert so: Ein Mann reflektiert selbstgefällig die eigene Wirklichkeit. Ein kurzer Zusammenstoss mit einer Gegenwirklichkeit demaskiert den Mann als Idioten. Naturgemäss ist die eine Wirklichkeit sympathisch und die andere lächerlich und kurzsichtig. Ja, das ist amüsant – solange nur *eine* Geschichte gelesen wird. Dann man wartet auf das Neue, wenn man die zweite liest. Und kennt die Pointe der dritten noch vor dem dritten

Satz. Das ergibt zwei Fragen, eine verlagswirtschaftliche und eine persönliche.

Erstens: Taugt die Zusammenfassung wöchentlich erscheinender, thematisch ähnlicher Kolumnen für ein Buch? Oder ist bereits die literarische Form der Kolumne so fest vorgegeben (These – Gegenthese – Aha-Effekt), dass die schnelle Leseabfolge in Buchform zwangsläufig zur Ermüdung führt? Der Verlag hat entschieden, dass sie taugt. Aus Business-Gesichtspunkten sehr vernünftig, denn die Kosten für die Zweitverwertung digitalisierbarer Produkte gehen gegen Null. Der Verkauf des Büchleins muss also nur die Druck- und Vertriebskosten einspielen, und das wird mit dem Namen «Suter» schon klappen. Die Profitchancen sind damit erheblich höher als die Risiken. Das Geschäft ist im Sack.

Die zweite Frage interessiert mich mehr: Spiegelt die Quintessenz der Kolumnen das Leben in der Businessclass tatsächlich wider? Ist, wer nach oben kommt, tatsächlich besonders doof? Wer es weit bringt im Unternehmen, muss sich doch gegenüber den Besten durchgesetzt haben. Er ist ein Roger Federer in der Welt der Business-Profis. Und dies in einem Turnier, in dem die soziale Kontrolle gewaltig ist, wie die Karriereknicke der Wolfowitzens, Kleinfelds und Browns zeigen. Die Vorstellung, dass sich hier die besonders Doofen drängeln, ist für die weniger Erfolgreichen sicher angenehm. Aber ist sie nicht recht selbstgefällig?

besprochen von Carola Jungwirth, Vaduz

Martin Suter: «Unter Freunden und andere Geschichten aus der Business Class». Zürich: Diogenes, 2007.

## Wenn Filme (un-)sicher machen

Man könnte sagen, Bilder durch Worte zu vermitteln, in Sprache zu übersetzen, sei müssig. Sie würden ja gerade durch ihre bildnerischen Qualitäten wie Farbe, Komposition oder Oberfläche unmittelbar, als Bilder eben, wirken. Man könnte auch sagen, Filme, also bewegte und meist vertonte Bilder, in Schrift zu übersetzen sei rundweg unmöglich. Man könnte sich dabei auf spezifische Eigenheiten des filmischen Mediums, auf die Montage, die oft intuitiv wahrgenommene Choreographie der Bewegung oder die wachtraumähnliche Rezeptionssituation berufen. Schliesslich könnte man Marshall McLuhan zitieren und verkünden: «*The medium is the message.*» Und hätte bei all dem nichts gewonnen und wäre nur im hohlen Gemeinplatz stecken geblieben.

Man kann jedoch auch, wie es die Schweizer Filmzeitschrift «Cinema» seit nunmehr 52 Ausgaben tut, Filme als Texte begreifen, denen man sich vermittlels anderer Texte annähern kann. Vorsichtig und mit der nötigen Selbst-Reflexivität ausgestattet, aber auch listig, provokant, verspielt, insistierend. Mit Essays, Filmbriefen, Momentaufnahmen, erzählenden und wissenschaftlichen Texten, Kurzkritiken, Photostrecken. Eine solche, zudem methodisch breit ge-

streute Herangehensweise behauptet gar nicht, alle Facetten des Sichtbaren zu reproduzieren. Vielmehr greift sie einzelne Aspekte der visuellen Erfahrung auf, setzt sich aus verschiedenen Blickwinkeln mit ihnen auseinander und widersteht so einer autoritären Präsentation von Film, von Welt, von Wahrnehmung. Nur so, mit einer eklektischen Leidenschaft, die das auf den ersten Blick Disparate zusammenführt, können kaum bemerkte Beziehungen, verborgene Verknüpfungen sichtbar werden – ohne dass das angeblich Unvereinbare etwas von seiner Eigenständigkeit verliert.

Dementsprechend herrscht auf den gut 180 Seiten der aktuellen «Cinema»-Ausgabe auf den ersten Blick ein fröhliches Durcheinander: Derangierte Versicherungsvertreter, (nicht-)schwule Cowboys, vampirische Mediziner, das Sterben im TV, Betrachtungen zum Filmemachen im «Gefängnis Schweiz», leuchtende Notausgänge und bedeutungsschwere Hüte und schwebende Schokokugeln – sie alle bekommen hier ihren Auftritt. Den roten Faden im bunten Cocktail liefert das Generalthema «Sicherheit», vielmehr sein dunkler Zwilling: jene Unsicherheit, die «*auf der Suche nach dem Anderen, dem Neuen, dem Überraschenden, dem Ambivalenten*» entsteht, wenn Filme die «*schützenden Grenzen*» der Konvention überwinden, so Veronika Grob in ihrem Editorial.

Diese kreative Verunsicherung sowohl thematisch als auch narrativ, licht- und tontechnisch, unter dem Aspekt *Genre* ebenso wie unter jenem der Geographie (der «Filmbrief» berichtet von der prekären Lage des palästinensischen Films) zu reflektieren, dies gelingt «Cinema» und seinen Autoren eindrucksvoll. Dass der Begriff «Sicherheit» dabei manchmal sehr weit gedehnt wird, ist als positiv zu werten, ertrinken monothematische Publikationen doch ebenso oft in Redundanz wie solche ohne jegliches Leitmotiv in Beliebigkeit. Bei aller analytischen Verve verwundert es dann doch, dass «Cinema» – das ausser als Filmzeitschrift auch als Jahrbuch des Schweizer Films konzipiert ist – gerade beim «*kritischen Überblick*» über die Schweizer Filmproduktion 2005/06 nur verhältnismässig uninspirierte, über Inhaltsangaben und Floskeln selten hinausgehende Kurzrezensionen aufzuweisen hat. Und dennoch: mehr «Cinema» bitte – vielleicht im halbjährlichen Erscheinungsrhythmus?

besprochen von Jens Nicklas, Innsbruck

«CINEMA, unabhängige Schweizer Filmzeitschrift», 52. Jahrgang. Marburg: Schüren, 2007.

## Das Glück des Gehens

Der Basler Volksmund – es ist im Grimmschen Wörterbuch vermerkt – hat das Verb «spazifozzle» hervorgebracht, eine Mischung aus «spazieren» und «zotteln». Allein die Existenz dieser sanftmütig-sarkastischen Lokalform macht deutlich: unauslotbar ist die Thematik des Gehens (und suchte man



sich zu retten, in die Metaphernwelt der Seefahrt zum Beispiel, es drohte immer noch der «Untergang»).

Für den Basler Publizisten Aurel Schmidt verbindet sich das Gehen schlicht und einfach mit dem Glück. Sein «Buch des Gehens» ist zwar nicht durchgehend auf einen hymnischen Ton gestimmt; aber bestimmt zeugt es von der Grösse dieses Glücks, dass es sich indirekt ausspricht: in einer Lust nämlich, nebst zu gehen auch die Kulturgeschichte des Gehens zu durchmustern. Diese handelt nun keineswegs nur vom Gehen als Glücksspender, sondern auch von Gewaltmärschen, falschen Fluchten und zwanghaften Gesundheitstrends. Schmidt hat einen dichten, fast gedrängten Buchessay geschrieben, der teils philosophisch, teils historisch gehalten ist und eine eigentliche Parteinahme darstellt für das Gehen.

Doch worin liegt es nun, das Glück des Gehens? Oder: Welches Gehen ist es, das beglückt? Für den einen mag es ein gemeinsames Gehen sein. Das Titelbild zeigt ein Gemälde von Félix Vallotton, das ein ebensolches Gehen in Gemeinsamkeit abbildet. Auf einem Strandabschnitt, nicht Land, nicht Meer. Prekäres Gelände. Für den anderen dagegen mag das Glück im Aufbruch liegen, in dem Ausnahmezustand, vorübergehend (oder bloss vermeintlich) aller Bindungen enthoben zu sein.

Eine Eigentümlichkeit des Buchs liegt nun darin, dass es zwar ein Glücksversprechen enthält, dass das kulturhistorische Panorama in seiner eher verwirrenden Fülle sich aber gleichsam vor dieses Versprechen schiebt. Und doch macht es sich dann und wann wieder bemerkbar, das persönlich erfahrene, schützenswerte Glück; in einigen Schroffheiten des Tons nämlich, die etwa gegen das Phänomen der Fussgängerunterführung oder gegen die Miesepetrigkeit der Stubenhocker gerichtet sind.

Aus dieser eigentümlichen Spannung – Glücksversprechen und Kulturgeschichte sind nicht zur Deckung zu bringen – resultiert ein interessanter, überraschender und letztlich schöner Effekt. Man sorgt sich nämlich am Ende um das Glück, um dessentwillen es sich lohnt, zu gehen. Deshalb nochmals: Worin liegt es? Versuch eines Fazits, das

nur persönlich sein kann, gewonnen aus Lektüre und Erfahrung. Das Gehen relativiert, setzt in Beziehung. Das tut das Sitzen/Stehen zwar auch; aber das Gehen relativiert mit jedem Schritt neu. Im schönsten Fall: die Ereignislosigkeit durch die Begegnungen des Zufalls; die Perspektivlosigkeit durch die Aussicht; die Erdschwere durch die sich einstellende Beschwingtheit; die Ideenlosigkeit durch die Zirkulation der Gedanken; die Weglosigkeit durch die unversehens gefundene Route. In der Summe: Entfaltung einer Fülle des Lebens (oder, mit Paul Nizon: «zu Leben kommen») – als Effekt des Gehens und in ihm. In der Variante der Autors: ein Weg hat sich gefunden. Will heissen (infolge der Verwandtschaft des Schreibens mit dem Gehen): ein Buch, ein Werk hat seine Form gefunden.

besprochen von Dietrich Seybold, Bottmingen

Aurel Schmidt, «Gehen. Der glücklichste Mensch auf Erden». Frauenfeld: Huber, 2007

## Verlockung des Falters

Ein Schriftsteller, der Ich-Erzähler, hat sich in einen kleinen ländlichen Ort, Feldbach, zurückgezogen, in ein Haus am Waldrand, um dort über einen Mann zu schreiben, der versucht, «einen im Mittelmeergebiet beheimateten Kleopatrafalter in die Feldbacher Gegend zu locken». Der Plan wird allerdings durchkreuzt von dem plötzlichen Erscheinen Ungerers, einer seltsamen Clochard-Figur, die den verwilderten Garten bestellt und aus deren auffälliger grauot kariertes Mütze der Ich-Erzähler vergangene Feldbacher Geschichten schöpft. Märchenhaft-romantisch entfaltet der Basler Autor Pierre Chiquet einen kleinen Roman über die Magie des Erzählens. Dabei wird der titelgebende Kleopatrafalter – genadelt unter goldgerahmtem Glas der einzige Wandschmuck im kargen Schreibzimmer des Erzählers – zum Symbol sehnsüchtiger Imagination. Die überraschende Begegnung des Protagonisten mit einer geheimnisvollen jungen Frau im roten Kleid auf dem Markt in Feldbach führt die scheiternde Faltererzählung zu einer poetischen Liebesgeschichte, die der Ich-Erzähler in einer Mittsommernacht aufzeichnet.

Chiquet hat schon in seinen früheren Büchern – in der Erzählung «Blister» und den Romanen «Die Peilung» und «Königsmatt» – Grenzbereiche zwischen unerfüllter Realität und poetischer Fiktion erkundet und die Konfrontation von differenten Welten in surrealen Bildern projiziert. In «Kleopatrafalter» verwebt er verschiedene Erzählebenen zu einer Demonstration der Möglichkeiten literarischer Phantasie. Durch Perspektivwechsel, Figuren- und Motivverknüpfungen erprobt Chiquet die metamorphische Macht eines Schreibens, das um die Unerreichbarkeit des ewigen Glücks weiss, aber beschwörend und mit spielerischer Vorstellungskraft Sprachwege und Wortbrücken zu den Zielen





unbeschreiblicher Wünsche legt. Der rätselhaften Frau im roten Kleid erschreibt der Ich-Erzähler eine fiktive Familiengeschichte und imaginiert in atmosphärischen Bildern erfüllte und scheiternde Liebesbegegnungen. Chiquets Versuch, das Ausserordentliche, das einmalige, unaussprechliche Erlebnis zu poetisieren, gerät bisweilen freilich zu einer arg pathetischen Diktion, unter deren Einfluss die detaillierten stimmungsvollen Beschreibungen sich in mythische Beschwörungen verlieren.

Adressiert an die unbekante bezaubernde Frau erkennt der Protagonist am Ende allerdings illusionslos die Grenzen des Erzählens: *«Auch unsere Geschichte werde ich nicht schreiben können, und sollte ich es doch versuchen, wird es nicht mehr dieselbe, nicht mehr die unsrige sein – ich würde sie auslöschen.»* Und so schliesst Chiquet seinen Roman mit der Erwartung, dass die Ersehnte durch den von Ungerer hergerichteten blühenden Garten schreitet und in das (Schreib-)Zimmer des Erzählers tritt: glücklicherweise, und konsequent, verzichtet Chiquet auf die Gestaltung eines Happy-Ends und bietet dem Leser damit ein wunderbares Buch über den Zauber der Poesie und der Liebe...

besprochen von Hartmut Vollmer, Paderborn

Pierre Chiquet: «Kleopatrafalter». Zürich: Bilger, 2007.

## Vom Meteoriten getroffen

Lee taugt als Vorname für Männer wie für Frauen. Daher entzieht sich Lee Gustavo, die Ich-Erzählerfigur in Sandra Hughes' Debütroman, den geschlechtlichen Zuschreibungen. Lee arbeitet als patente Haushaltshilfe und liebt Frauen. Aber was heisst das schon. Halsbrecherisch schwankt Lee zwischen keckem Mädchen und dummem Jungen – was nicht das einzige ist, das an diesem verworrenen, ganz und gar unbürgerlichen Lebenslauf ausser Kontrolle gerät.

Sandra Hughes hat es sich in ihrem Debüt nicht leicht gemacht. Von einem verirrten Meteoriten getroffen, liegt Lee in der Klinik und irrlichtert durch die eigenen Erinnerungen. Diese folgen keiner bürgerlichen Lebensbeschreibung, sondern balancieren den sozialen Rändern entlang und fallen von einer Turbulenz in die nächste. Ein böses Komplott bringt Lee ins Gefängnis, aus dem entlassen die Rückkehr in ein anständiges Leben nur schwer gelingt. Die Lehre bei einem Tattoo-Meister und die Übernahme von dessen Laden lenkt das Leben in etwas ruhigere Bahnen, was Lee frei macht für den zufällig aufgefundenen Abschiedsbrief des Vaters, der seinem Leben vor Jahren ein trauriges Ende gesetzt hatte. Die gesamte Familiengeschichte greift dadurch weit ins Brasilianische aus und erhält so eine beschämende Dimension, die obendrein teuflisch versucht ist. Lee erhört die Anklage des Vaters und rächt dessen traurigen Selbstmord – auch wenn die Autorin zu dem Zweck die eine oder andere Hilfe herbeierzählen muss.

Mit Lee Gustavo betritt eine schillernde Figur die literarische Bühne, wie sie in der neueren Schweizer Literatur eher selten zu Hause ist. Sehr zum Vergnügen der Leser spiegelt sich Lees abenteuerliche Unerschrockenheit auch stilistisch wider. Sandra Hughes hat für ihr literarisches Schelmenstück einen leichtfüssigen Erzählton gefunden, der Lees widerspenstiges Lebensgefühl mit Witz aus der Eigenperspektive beschreibt und die chaotischen Begebenheiten zum Schluss in eine Ordnung fügt, die keine losen Enden lässt, die der Meteor verfehlen könnte.

besprochen von Beat Mazenauer, Luzern

Sandra Hughes: «Lee Gustavo». Zürich: Limmat, 2006.

## Olive auf der Zunge

In der akademischen Auseinandersetzung mit Lyrik geht es meistens darum, Zugänge zu finden, Inhalte zu erschliessen oder tiefere Bedeutungsschichten freizulegen. Beschäftigungen also, die wenig mit sinnlichem Genuss, aber viel mit interpretatorischer Schwerstarbeit zu tun haben. Nicht so bei Ralph Dutli. Der Lyriker, Essayist und Übersetzer ist zwar ein genauer, um nicht zu sagen akribischer Leser, aber eben nicht mit dem Ziel, das Gedicht sauber in seine einzelnen Bestandteile zu zerlegen, sondern es vielmehr in seiner sinnlichen Präsenz erfahrbar zu machen. Das erfordert zuweilen neue, ungewohnte Wege. So wird der Leser dazu aufgefordert, eine feste, fleischige Olive in den Mund zu nehmen und sie mit Zunge, Zähnen und Gaumen zu erschmecken und zu ertasten. Die überraschende Pointe dieses kulinarischen Selbstversuchs: *«Ob Sie es glauben oder nicht: Sie waren eben mit Ihrer Olive in der Hauptstadt der Poesie. Denn Poesie findet im Mund statt, zwischen Kehlkopf, Gaumen, Zunge, Zähnen und Lippen.»* Treffender lässt sich die sinnliche Dimension von Poesie nicht beschreiben, und man ahnt bereits, dass bei Dutli Poesie und Erotik nahe beieinander liegen.

Beispiele für einen lustvollen Umgang mit Lyrik finden sich bei Dutli zuhauf. Ob nun in Kaiser Hadrians Sterbgedicht, den Kuss-Sonetten der Louise Labé oder George Herberts kannibalischem Liebespoem, stets geht es dem «Ohrenmenschen» Dutli darum, den Leser etwas von der Magie des klingenden, gesprochenen Wortes spüren zu lassen. Zugleich macht der Autor uns Mut, uns ohne theoretische Scheuklappen dem Gedicht auszusetzen, Laut und Sprache zu folgen und das gedruckte Wort als Partitur zu verstehen, die nicht gelesen, sondern gespielt werden will.

Der Gewinn eines solchen Ansatzes ist reich. Er lässt die Sprache zu sich selbst kommen und reduziert das Gedicht nicht auf eine blosse Folie, hinter der sich ein wie auch immer verschlüsselter Sinngehalt versteckt. *«Allegorien haben etwas Albernes»*, erklärt Dutli kategorisch. Wer Gedichte lediglich in logisch widerspruchsfreie Aussagen übersetzen will, ist nicht nur taub für die Magie des Wortes, sondern

er erkennt auch, dass ein Gedicht seine eigene poetische Logik besitzt, die sich spielerisch und spielend über die Gesetze unseres Alltags hinwegsetzt. Der Logik des Gedichts zu folgen, so Dutli, heisst «auf dem Wasser zu gehen», vertraute Gewohnheiten und Automatismen hinter sich zu lassen und die Welt wie sich selbst aus einer neuen Perspektive zu sehen. Zuletzt ist es diese befreiende Kraft der Poesie, die Ralph Dutli in seinen Essays immer wieder beschwört, und die im Leser Mut und Lust weckt, selbst den Schritt hinaus aufs Wasser zu wagen.

besprochen von Georg Deggerich, Krefeld

Ralph Dutli: «Nichts als Wunder. Essays über Poesie». Zürich: Ammann, 2007.

## Nicht alles besiegt die Liebe

«Amor als Sieger» oder «Omnia vincit amor» heisst ein 1601 oder 1602 von Caravaggio geschaffenes Bild, das heute in der Berliner Gemäldegalerie hängt. Und «Amor als Sieger» heisst auch die titelgebende Erzählung des neuen Buches von Gianni Kuhn, des 1955 in Niederbüren geborenen, in Frauenfeld lebenden Künstlers, dessen Gedichte und Prosasplitter in den «Schweizer Monatsheften» ebenso vorgestellt wurden wie sein erster Roman (August/September 2003, Mai 2005). Da wird ein nicht unnötig ausführlich charakterisierter Geschäftsmann namens Klaus Malinke mit Caravaggios Gemälde konfrontiert und verliert sich darin. «*Bilder sind nicht wie ein Flirt oder eine Liebschaft, die nach ein paar Tagen vorbei ist*», erklärt er der Frau an der Museumskasse, «*Das hält länger an.*» Und so kommt Malinke mehrere Wochen lang täglich zu exakt diesem Gemälde, in dem sich unendlich viele weitere Bilder zu verbergen scheinen. Das hatten die Angestellten noch nie erlebt: einen Mann, der keine Minute der Öffnungszeiten versäumt und sich immer nur ein- und dasselbe Werk anschaut, der süchtig ist nach diesem einen Bild und bald alles andere, vor allem sein eige-

nes Äusseres, vollkommen vernachlässigt. «Amor als Sieger» ist daran schuld, dass Malinke Arbeit und Wohnung verliert und sich am Ende in eine «*wüste Keilerei*» mit dem Museumsdirektor und dem Aufsichtspersonal verstrickt. «*Und als sie einer nach dem anderen abgeführt wurden, war es der siegreiche Amor, der ihnen verführerisch nachlächelte.*»

Die eindrucksvolle Titelgeschichte führt exemplarisch vor, was für alle Erzählungen dieses Bandes gilt: ein Mensch wirft einen vollkommen neuen Blick auf seine Existenz und wagt den Ausbruch aus seinem bisherigen Leben. Mit ungewissem Ausgang. Ob die scheinbar ganz locker erzählten, oft ironisch mit Krimi-Elementen spielenden, von Filmen oder Werken der bildenden Kunst beeinflussten, manchmal geradezu existentialistisch angehauchten Geschichten in London, Wien, Paris, Berlin oder in den Schweizer Bergen spielen: immer steht jemand an einem Wendepunkt seines Lebens. «Ein kurzer Besuch», «Zug nach Pankow» und «Das Ende der Reise» heissen die Geschichten, die neben der Titelerzählung den stärksten Eindruck hinterlassen. Doch nicht in jedem der leider ein wenig ungeschickt angeordneten Texte, bei denen es qualitativ eine ungewöhnlich grosse Bandbreite zwischen begeisternd und belanglos gibt, siegt die Liebe. Nehmen wir die anspielungsreiche Geschichte «Das Fenster zum Hof» – der letzte Satz dieser mit einer Erinnerung an Alfred Hitchcocks Film «Rear Window» beginnenden Erzählung lautet: «*Sie kam sich vor wie eine ausgehöhlte und auf den Kompost geworfene Frucht.*» Nach «Amor als Sieger» klingt das nicht. Aber es ergreift.

besprochen von Klaus Hübner, München

Gianni Kuhn: «Amor als Sieger». Eggingen: Edition Isele, 2006.

## Magnetfeld des kleinen Glücks

Die schwerfällige Bewegung einer Rangierlok und das Zittern des «Weltstaubfusselteilchens» im imaginären Diaprojektor des Bewusstseins, mit dem das Leben wahrgenommen werden kann: das sind die Amplituden-Enden, zwischen denen der Roman Mannharts schwingt. Er tut es bildreich und durchkomponiert. Die Handlung des zweiten Prosawerks des Autors ist sekundär und schnell erzählt: der Protagonist – vom Erzähler durchgehend empathisch mit «Du» angedredet – pendelt zwischen seinem Wohnort Basel und dem römischen Stadtteil seiner Geliebten, mit der ihn vor allem Sex verbindet. Diesmal aber, an seinem Geburtstag, bleibt der Zug in Domodossola stecken. Nicht etwa wegen der Naturgewalt der dortigen Erdmagnetfeldanomalie – schlicht wegen eines Streiks.

Pendeln ist das Thema, Zittern, sich mühevoll bewegen, aber auch Fliessen, Strömen. Handeln wollen/können/nicht können. Sich trennen, aber auch immer zusammen sein wollen. Hin und her. Geringe/gewisse Optionen der Einwirkung auf den Fluss des eigenen Lebens. Inversions-



### Kunst verstehen. Kunst erleben.

Aus- und Weiterbildungen in Kunst

S'ART AG für Kunst-Kommunikation

Stadelhoferstrasse 8 Postfach 176 CH-8024 Zürich  
Tel. +41 (0)44 260 24 05 Fax +41 (0)44 260 24 06

[www.s-art.ch](http://www.s-art.ch)

möglichkeit, Umpolung der Magnetströme. Herantasten an Lebensplanideen, als sei das etwas Unmögliches. Plötzliches Sterben als Beiläufigkeit, das weniger wichtig ist als Aussagesätze, Feststellungen des überlebenden Erzählers: «*Dass sie nach Hefe riecht und dass Du ihr dies gleich gesagt hast.*»

Mannharts Roman ist voller sprachlicher Geschenke an den Leser, Kleinodien der Assoziation und des ehrlichen Denkens: keine Extreme, keine Problematisierungen, weder Heldentum noch Verzweiflung sind dem Subjekt nahe, das spät im Text als eine Gestalt aus Mannharts Erstling «Der Luchs» identifiziert wird. Ganz alltäglich und normal ist es, keine objektiven Schwerpunkte vorzufinden. Diese wandern über die Erde, unbeständig wie der magnetische Nordpol. Das Alphabet lautet bei jedem Menschen anders, der Name mutiert von Elisa zu Luise und zurück.

Das Emblem des Bilgerverlages auf dem Buchdeckel – eine Hand mit 6 Fingern – fast wie ein ironisches Lächeln über so viel Kunst? Über einen Kick zu viel Sprache, zu viele Motivreihen, zu viel Zugriff – Hefepilz, Scheidenpilz, Doderleinbakterien, Strom, strömen, Stromschlag, Toilette, Lavabo, Pissen...? Keine Planeten stehen am Geburtstag zum Grusse der Sonne, es knirscht die Lok am Bahnhof von Domodossola im einmal, einmal abweichenden Magnetfeld des kleinen Glücks.

besprochen von Sabine Kulenkampff, Erlangen

Urs Mannhart: «Die Anomalie des geomagnetischen Feldes südöstlich von Domodossola». Zürich: Bilger, 2006.

## Bekenntnisse des Vaters

Noch ein Roman zum 11. September 2001? Es wäre nicht falsch, «Ben Kader» dieses Etikett anzuhängen, dennoch greift die Zuordnung zu kurz. Denn an diesem Tag endet Daniel Goetschs Roman. Im Brennpunkt steht jedoch mit dem algerischen Unabhängigkeitskrieg eine andere Zeit. In acht Kriegsjahren töteten das französische Militär und die mit ihm verbündeten Milizen bis 1957 fast eine Million Algerier. Folter, Mord und Vergewaltigungen waren an der Tagesordnung, französische Aktionen zur «Befriedung» führten zur Vertreibung von zwei Millionen Menschen. Unzählige französische Soldaten dienten in diesem Krieg, darunter auch prominente Gestalten wie Jacques Chirac oder Jean-Marie Le Pen.

Aufgerissen wird dieses dunkle Kapitel französischer Geschichte durch Ben Kader, den Vater des Protagonisten. Nach einem Hirnschlag liegt er im Krankenhaus und bittet seinen Sohn Dan, eine Datei auszudrucken und diese einer Journalistin in Paris zu schicken. Dan, der Ich-Erzähler, hat derweil ganz andere Probleme. Freundin Miriam hat sich für drei Monate nach Hamburg verabschiedet, und sein Job bei einer Zürcher Medienagentur langweilt ihn. Mit seinem Vater, der ein seltsames Doppelleben zu führen schien, hat er längst abgeschlossen. Noch weiss er nicht, dass ausgerechnet

Ben Kader, emeritierter Professor und Orientalistikexperte, seiner Freundin bei den Recherchen zu ihrem Dokumentarfilm über Isabelle Eberhardt geholfen hat. Noch weiss er nicht, dass Vaters Datei längst in Paris angekommen ist. Zunächst greifen Dans Verdrängungsmechanismen, dann aber holen ihn Erinnerungen an den letzten gemeinsamen Urlaub ein, als er und Miriam nach Marrakesch geflogen waren, wie sie von dort nach Ain Sefa aufbrachen, jene algerische Oasenstadt, in der Eberhardts Leben ein jähes Ende gefunden hatte. Dort angekommen, bestieg Miriam – gegen jeden guten Rat – eine Düne; und damals beschlich Dan «*eine schlimme Vorahnung*». Es kam zum Eklat, Dan rastete aus, die Beziehung der beiden ist seither getrübt.

Gedrängt von seinem Bruder, betritt Dan schliesslich die Wohnung des Vaters, druckt die Datei aus, steckt die Blätter in den vorbereiteten Umschlag und macht sich wieder auf den Weg: «*Schlenderte die Langstrasse auf und ab, an Leuchtschriften, Sexkinos und schummrigen Bars vorbei. Mal war mir, als würde ich Vaters Vermächtnis mit mir herumtragen, eine erdrückende Last, dann wieder sagte ich mir, ich schulde ihm nichts, Pessoa sei Dank.*» Dan sieht sich mit den Bekenntnissen seines Vaters konfrontiert, der 1957 in Algier war und im Auftrag der französischen Regierung als Dolmetscher den Folterungen beiwohnte.

Nach den Romanen «Aspartam» (1998) und «X» (2004), die sich vornehmlich um den Mikrokosmos der jeweiligen Hauptfigur drehen, ist «Ben Kader» fraglos das bisher vielschichtigste Buch von Daniel Goetsch. Virtuos hat der mittlerweile in Berlin lebende Schweizer die kleinen Geschichten mit den grossen verwoben, die einen wiederholen sich dabei wie die andern. So wird einerseits dem Sohn schonungslos der Spiegel vorgehalten, andererseits spiegelt der 39jährige Autor auch Welt, indem er auf raffinierte Weise aufzeigt, dass die Diskussionen um den *clash of cultures*, um Terror und Bombenanschläge, wie sie nach dem 11. September 2001 wiederaufgeflammt sind, schon vor fünfzig Jahren in ganz ähnlicher Weise geführt wurden. «Ben Kader» ist ein packender Roman wider das Vergessen, der zugleich – wie nebenbei – die Gegenwart auf den Punkt bringt: Auch Guantánamo ist keine Erfindung des 21. Jahrhunderts.

besprochen von Markus Bundi, Baden

Daniel Goetsch: «Ben Kader». Zürich: Bilger, 2006.

## Eine ethnologische Forschungsreise in die Schweiz

Bis vor wenigen Jahren galten Fragen der nationalen Identität noch als verstaubte, wenn nicht geradezu faschistoide Relikte. Bezeichnend, wie Pia Reinacher in «Je Suisse» (2003) die neue Generation Schweizer Autoren dadurch charakterisierte, dass für diese die Schweiz kein Thema mehr sei. So erscheint es fast als paradox, wenn es heute ausgerechnet

Autoren ausländischer Herkunft sind, die sich dieses Stoffs annehmen. Es gibt tatsächlich kaum Schriftsteller, die sich stärker mit der Schweiz beschäftigen, als die, die von auswärts gekommen sind. Zu ihnen gehört auch Yusuf Yesilöz. 1964 in einem kurdischen Dorf in Mittelanatolien geboren, kam er 1987 als politischer Flüchtling in die Schweiz.

Mit «Lied aus der Ferne» liegt nun bereits sein sechstes Buch in der Sprache seiner Wahlheimat vor. Diesmal hat sich Yesilöz an ein neues Genre gewagt: den Kriminalroman. Krimifans seien allerdings gewarnt: wer eine spannende Geschichte erwartet, sieht sich rasch enttäuscht. Der Mordfall spielt nur nebensächlich eine Rolle; vielmehr benutzt Yesilöz die Kriminalgeschichte als Einstieg in die Welt der kurdisch-türkischen Gemeinschaft in der Schweiz. Die Ermittlungen der Polizei kommen somit fast einer ethnologischen Forschungsreise gleich. Yesilöz geht dabei auch heiklen Aspekten der Immigration nicht aus dem Weg, den dramatischen Konsequenzen der traditionellen Heiratsvermittlung etwa, oder dem Druck von Verwandten auf Familienmitglieder, die es bis nach Europa geschafft haben. Yesilöz' Stärke liegt im Anekdotischen. Köstlich sind die Szenen, in denen etwa die türkische Polizei in der Zürcher Krankenkasse PKK eine verdeckte Unterstützung für die kurdische Arbeiterpartei vermutet, oder in denen die Türken Strategien entwerfen, um in Schweizer Krankenhäusern die fade Spital-Leichtkost durch Böreks und Baqlawa zu ersetzen. Es finden sich auch bemerkenswerte poetische Stellen, zur Entstehungsgeschichte Kurdistans etwa, als Allah beim Beten den Kopf im falschen Moment senkt, sodass den Kurden ein falscher Platz zugewiesen wird. Solche glänzenden Passagen können jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass in stilistischer Hinsicht noch vieles hapert. Man hätte dem Buch durchaus einen strengeren Lektor gewünscht, der den Überfluss an kurdischen Sprüchen beschnitten hätte und die Figuren nicht nach jeder (vermeintlich) lustigen Aussage lachen lässt, fast als würde es sich um ein Lachband handeln. Trotz solchen Schwächen des Stils und der Konzeption ist der Roman mit Gewinn zu lesen, denn er führt in eine andere Schweiz, von der wir kaum etwas wissen. Es gibt hierzulande sicherlich Autoren, die besser schreiben als Yesilöz, nur wenige aber haben uns soviel Neues zu erzählen wie er.

besprochen von Jeroen Dewulf, Middelkerke

Yusuf Yesilöz: «Lied aus der Ferne». Zürich: Limmat, 2007.

## Kopfloze Leichen

Eine der beliebtesten Figuren im zeitgenössischen Kriminalroman ist jener Typ des Serienmörders, der nicht nur über eine individuelle Methode verfügt, seine Opfer vom Leben zum Tode zu bringen, sondern darüber hinaus kryptische Botschaften hinterlässt, die dem ermittelnden Kriminalisten etwas zu knabbeln geben. War ein Sherlock Holmes

noch darauf angewiesen, aus den unbeabsichtigten Spuren des Verbrechers Schlüsse zu ziehen, haben seine modernen Nachfolger nicht selten das Vergnügen, einem Täter mit Sendungsbewusstsein das Handwerk legen zu müssen.

So geht es auch Hauptmann Fred Staub von der Zürcher Kantonspolizei, dem drei kopfloze Leichen und seltsame Graffiti-Botschaften zunehmend schlechte Laune bereiten. «*Wäre ich doch Aktienspekulant geworden oder Stuntman!*», seufzt der sympathische Kriminalist schon, bevor die Ermittlungen so richtig begonnen haben. Aber dann geht es zügig an die Arbeit, und nach knapp über 200 Seiten ist der Fall gelöst, wenn auch nicht zu Staubs vollkommener Zufriedenheit. Letzten Endes sind die orangefarbenen Wandbeschriftungen, die immer in der Nähe des jeweiligen Tatorts auftauchen, doch nicht so schwer zu enträtseln. Schon gar nicht für den aufmerksamen Leser, der gegenüber Hauptmann Staub den Vorteil genießt, in kursiv gesetzten Zwischenkapiteln mit den Gedanken des Täters konfrontiert zu werden. Der übrigens, und auch dies ist mittlerweile genretypisch, kein wirklicher Bösewicht ist. Schurkenqualität haben eher seine Opfer.

«Staub im Wasser», der zweite Kriminalroman des Journalisten Ernst Solèr, ist eine durchaus vergnügliche Lektüre. Der gelegentlich etwas unwirsche Staub darf selbst erzählen, und zwar im Präsens, was der Geschichte einen angenehmen Beschleunigungseffekt verpasst. Allerdings hat ihm sein Schöpfer eine Abneigung gegen die wiederholte Verwendung des simplen Verbs «sagen» mitgegeben, so dass sich manche Dialoge wie Lehrbeispiele für einen abwechslungsreichen Stil lesen. Staubs temperamentvolle Kollegin Bea «*kläfft*», «*tobt*», und «*höhnt*», die Sekretärin eines zwielichtigen Finanzakrobaten «*sülzt*», während der Ermittler selbst gerne etwas «*klarstellt*». Nur einer «*grummelt*», und das ist der Mörder.

besprochen von Joachim Feldmann, Recklinghausen

Ernst Solèr: «Staub im Wasser». Dortmund: Grafit, 2007.

## Erstaunlich altmodisch

Altmodisch – das Wort fällt im Roman selber. Lena schreibt ihrem Bruder Fred aus Wien «*pünktlich im Monat einen langen, altmodischen Brief*». Richard Reich entführt uns in seinem ausdrücklich als Hotelroman bezeichneten neuen Buch «Codewort Laudinella» in eine altmodische Welt, von der sich die Literatur eigentlich schon lange entfernt hat, mit Menschen, die Chorgesang-Ferienlager besuchen, in ihrer Freizeit ein Streichquartett bilden, die klassischen Opernwerke auswendig kennen, Mörikes «Mozart auf der Reise nach Prag» lesen, und so fort... Die Bildungsbürger sind in der Schweiz offenbar nicht ausgestorben, sie machen, wie es sich gehört, Ferien im Engadin. Richard Reich, der brillante Verfasser von Glossen und Satiren, hat ein in



seinem Stoff erstaunlich altmodisches Buch geschrieben. Aufgewogen wird dies durch die nicht lineare Form des Erzählens. Das Leben und Treiben der Hotelgäste und des Personals wird aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet, in Nocturnes sprechen anonyme Stimmen. Die Personen sind nicht wie in einem realistischen Roman voll ausgeführt, einige bleiben blass, werden nur skizziert. Gut gelungen ist der ehrliche Kellner, der seinen Gästen Dinge sagt, die man vom Personal eigentlich nicht erwartet. Und auch Fred bleibt in Erinnerung, der im Laufe seines verpassten Lebens im Hotel hängen bleibt und doch noch ein spätes Glück findet. Die Erklärung, wieso sich Reich an das mit grossen Vorbildern belastete Genre des Hotelromans gewagt hat, findet sich im Nachwort: «Das vorliegende Buch ist ein Auftragswerk der Genossenschaft Laudinella aus Anlass ihres Fünfzig-Jahr-Jubiläums.»

besprochen von Cristof Wamister, Basel

Richard Reich: «Codewort Laudinella. Ein Hotelroman». Zürich: Kein & Aber, 2007.

## Aufgesplitterte Annäherung

Eine Biographie – und zwar die einer berühmten Künstlerin – nicht aus einer allwissenden Perspektive darzustellen, sondern sie aus verschiedenen Blickwinkeln zusammenzusetzen, ist eine raffinierte Methode; denn sie suggeriert Authentizität und die angemessenere, weil komplexere Schilderung einer Persönlichkeit. So ganz traut Gabrielle Alioth ihrem Verfahren jedoch nicht, denn sie führt einen Ich-Erzähler ein, den engen Verwandten und Mainzer Hofmaler Franz Joseph Kauffmann, der Angelica Kauffmann seit seiner Kindheit verehrt, uneingestandermaßen sogar liebt.

Kauffmann begibt sich auf Spurensuche, zunächst in der Hoffnung, seine ebenfalls malende Tochter in ihre Lehre geben zu können, nach und nach stärker gebannt von der Ausstrahlung dieser Frau, die sich noch in Äusserungen und Aufzeichnungen, aus zweiter oder dritter Hand also, mitteilt. Angelica Kauffmann muss faszinierend gewesen sein: gebildet und vielsprachig, genial schon als junges Mädchen, als sie noch schwankte, ob die Malerei oder die Musik die ihr gemässe Kunst sei.

Franz Joseph Kauffmann reist nach Schwarzenberg, wo er Jahrzehnte zuvor als Lehrling ihres Vaters der sechzehnjährigen Angelica bei der Ausmalung der Kirche geholfen hat, und wo er nun den blinden, alten Pfarrer nach dessen Erinnerungen fragt; er trifft den Sänger, der ihr Gesangsunterricht gegeben und mit ihr eine Oper im Montfortschen Schloss inszeniert hat, schliesslich in Venedig ihren Schwager und Biographen Guiseppe Carlo Zucchi. Neben diesen kommt der Maler und Dichter Heinrich Füssli zu Wort, ihr Arzt John Morgan sowie ihr Freund in Rom und Vermittler vieler Kunstwerke Johann Friedrich Reiffenstein.

Aus Berichten, Briefen, Notizen, Reflexionen dieser teils historischen, teils erfundenen Zeitgenossen erfährt man von Angelica Kauffmanns Kunst und Kränklichkeit, ihrer grossen Zuneigung zu Goethe und den Begegnungen mit zahlreichen Berühmtheiten in ihrem Salon, den nicht sehr glücklichen Ehen und Gerüchten um sie, dem Ruhm und den Reisen. Das liest sich alles angenehm, sogar spannend. Am Schluss des Buches fragt man sich allerdings, ob sich aus den Urteilen der männlichen Begleiter und Beobachter wirklich ein stimmiges Bild der Künstlerin Angelica Kauffmann ergibt oder ob es nicht eigentlich vor der Lektüre einer intensiveren Beschäftigung mit der Malerin, ihrer Zeit und der Kunstgeschichte bedurft hätte, damit die Facetten bei den Lesern sich zu einem Ganzen fügen könnten. Zumal die prüfenden Blicke der sieben Männer auf die Protagonistin mehr oder weniger in dieselbe, zwar poetische, doch moderne Sprache gesetzt sind, die man der Schriftstellerin Gabrielle Alioth, nicht aber einem Hofmaler Franz Joseph Kauffmann um 1800 zutraut. So wird das methodische Raffinement ein wenig zur Falle, die vermittelte Darstellung ergibt zwar eine über Strecken genussreiche Romanlektüre, aber man hätte Franz Joseph Kauffmann – und uns Lesern – eine persönliche Begegnung mit Angelica Kauffmann gewünscht, einen direkten Augenkontakt.

besprochen von Irene Ferchl, Gerlingen

Gabrielle Alioth: «Der prüfende Blick. Roman über Angelica Kauffmann». Zürich: Nagel & Kimche, 2007.

## Schlafende, zum Sprechen gebracht

Wer in Westdeutschland elf Jahre nach Kriegsende zur Welt kommt, ist nicht «geboren, sondern gestorben» – so stellt es sich zumindest für Elschen im Rückblick auf die Vergangenheit dar. Zusammen mit ihren Kindheitsfreundinnen Gitti und Hanna beschwört sie Jahrzehnte später Landschaften, Stimmungen und Ereignisse herauf, die sich in dreiunddreissig Traumbildern zu einer gemeinsamen Biographie verdichten, einer Biographie der Seele allerdings oder des Bewusstseins.

So erklärt sich auch, dass «Weisses Album», trotz einem dreistimmigen Ansatz, klingt wie ein – vielfach gebrochener, reich modulierter – Monolog. Wenn die drei Freundinnen von Geburt an ihr Leben in einer Art Dornröschenschlaf verbringen, so bedingt dieser Schlaf eine Durchlässigkeit des Bewusstseins. Und diese Durchlässigkeit für die Gedanken, Erfahrungen und Gefühle anderer erstreckt sich auf die Welt der Lebenden und der Toten, auf das – historisch – Vergangene wie auf die Gegenwart. Selten werden die Möglichkeiten des Traums in der aktuellen Literatur so schöpferisch, so bildkräftig genutzt wie im jüngsten Roman von Friederike Kretzen – einem Roman, bei dem das Bewusstsein eigentlicher Schauplatz ist und die Handlung aus einem kommu-

nikativen Erinnerungsprozess heraus entsteht, der von Anfang bis Ende die Züge eines Traums trägt – auch wenn Hanna, von den Dreien vielleicht die Protokollantin, die das zeiten- und weltenumspannende Gespräch auf Papier bannt, an einer Stelle sagt: *«Wir haben nie geträumt. Wir kamen nicht dazu. Standen nur da und nannten es Traum. Mitten am Tag und ohne Aussicht.»* Diesen negativen Traum-begriff assoziiert Hanna mit einer Kindheit, in der sie und ihre Freundinnen, mehr oder weniger implizit, zur Passivität, zum Stillhalten, zum Nichtfragen angehalten werden; das führt zu diesem langen Lebensschlaf, in dem alle Zeit- und Bewusstseins Ebenen ineinander übergehen, in dem Märchen, Heiligenlegenden, skurrile Anekdoten und die Schrecken des Krieges von gleichem Wirklichkeitsgehalt sind. Nicht von ungefähr verkörpert Gitti, Elschen und Hanna im Schultheater die *«Drei Schwestern»* von Tschechow – geradezu berüchtigte Träumerinnen, denen das ersehnte Leben versagt blieb. Wenn einem das Leben aber tatsächlich versagt bleibt, so lässt die Lektüre des *«Weissen Albums»* keinen Zweifel daran, dass die Gründe dafür noch vor der Geburt zu suchen sind, in einer menschen- und lebensfeindlichen Geschichte.

besprochen von Patricia Klobusiczky, Berlin

Friederike Kretzen: *«Weisses Album»*. Zürich: Nagel & Kimche, 2007.

## Entscheidung für das Wunderbare

Sie waren nach Herkunft und Erziehung sehr verschieden: Iris Meyer (1917 bis 1990), stammte aus einem evangelisch-grossbürgerlichen Haus, studierte als eine der wenigen Frauen Jura, wurde Doktorin der Rechte, leitete das *«Schweizer Frauenblatt»*, das offizielle Organ des Bundes Schweizerischer Frauenvereine, und wurde 1958 mit der feministischen Schrift *«Frauen im Laufgitter»* über die Schweizer Grenzen hinaus als Frauenrechtlerin – als *«Emanze der Schweiz»* – bekannt. Peter von Roten (1916 bis 1991) stammte aus einer streng katholischen Familie, war in die Verwaltung des väterlichen Besitzes eingebunden, betrieb ein Büro als Advokat und Notar, war zugleich als Gemeinderat, als Vertreter der katholisch-konservativen Partei im Walliser Grossen Rat und als stellvertretender Rapporteur beim Instruktionsgericht Visp tätig, und er schrieb für den *«Walliser Boten»*. Von ihrem ersten zufälligen Treffen während der Studienzeit in Bern an waren sie voneinander fasziniert und führten eine lange und abwechslungsreiche Freundschaft, die in einer umfangreichen Korrespondenz ausgelebt wurde, bevor sie 1946, sozusagen klandestin, also ohne bischöflichen Dispens und gegen den Familienwillen, heirateten. *«Es gibt drei Arten*

Bestellungen unter [www.schweizermonatshefte.ch](http://www.schweizermonatshefte.ch) oder mit der Postkarte in der hinteren Umschlagklappe dieses Heftes.  
In Zürich finden Sie die Schweizer Monatshefte in den Buchhandlungen KLIO, sec 52 und in der Skulpturgalerie Willi Kraft.

zu leben», schrieb Iris Meyer 1945 an ihren zukünftigen Gatten, «auf Selbstmord, auf das Wunderbare oder auf das Interessante eingestellt. Auf Selbstmord ist eingestellt, wer sich aus Unentschiedenheit, Schwäche, Hoffnung, Feigheit nicht umbringen will. ... Auf der Grundlage des Wunderbaren lebt, wer mythisch lebt und das Hauptgewicht auf das Sein legt. Auf der Grundlage des Interessanten, der Erkenntnis, der relativen Werte lebt der, welcher das Tun in den Vordergrund stellt. Das alles ganz hypothetisch! Natürlich bleibt selten ein Leben ganz eindeutig in einer dieser Richtungen. Fast immer aber hat eine das Übergewicht. Für mich bedeutet nun eine Heirat mit Dir die Entscheidung für das Wunderbare und das Interessante als Lebensatmosphäre.»

Es ist vor allem diese Lebensatmosphäre, die der Schweizer Historiker Wilfried Meichtry in einer gerade veröffentlichten Doppelbiographie evoziert, wobei er ein sozialpolitisches Bild der Schweizer Gesellschaft in den Jahrzehnten vor und nach dem Zweiten Weltkrieg skizziert. Aber es sind weniger die sozial- und religionspolitischen Haltungen seiner Protagonisten als ihre Liebesbeziehung, die Meichtry in seinem Doppelporträt beschreibt. Er greift auf historisches Material und auf Familiendokumente zurück und zitiert ausgiebig aus den etwa 1'500 Briefen, die sich Iris und Peter von Roten im Verlauf ihrer diffizilen und dennoch beständigen Ehe geschrieben haben. Tatsächlich ist Meichtrys Doppelbiographie vor allem die Biographie einer Ehe.

Es war keine im herkömmlichen Sinn glückliche Ehe, sondern eine emotional und romantisch aufreibende Beziehung, die sich in intellektuellen Auseinandersetzungen über politische, soziale und immer wieder religiöse Themen erfüllte und in der beide Partner einen ungewöhnlich unabhängigen Denkraum bewahren konnten. Während die privaten ehelichen Vereinbarungen – dass sie «keine Haushaltsarbeit» verrichten und dass sie selbstverständlich berufstätig sein würde – inzwischen ihre Brisanz verloren haben, stellten sie damals einen rabiaten Versuch partnerschaftlicher Gleichberechtigung dar. Tatsächlich war Peter von Roten ein solidarischer Kampfgenosse seiner Frau bei ihrer Kampagne um das Frauenstimmrecht und engagierte sich nach dem Misserfolg dieser Kampagne 1959 in seiner politischen Arbeit und in seinen Zeitungsartikeln für die rechtliche Gleichstellung der Geschlechter und später für die Revision des Eherechts auf der Grundlage der Gleichberechtigung. Waren sie sich in sozialen Fragen einig, so blieb die Religion ein ständiges Streitthema. Bei seiner Bemühung um die Wiedereinführung der alten lateinischen Messe hatte Peter von Roten kaum die Unterstützung seiner Frau. Aber immer blieb ihre Beziehung von kritischer Zuneigung geprägt. Sie gehörten nicht, wie Iris Meyer es formulierte, zu «den Unbeteiligten in einer glücklichen Ehe», sondern «zu den Glücklichen in einer schwierigen Ehe». Diese schwierige Ehe endete erst mit dem Selbstmord von Iris Meyer nach langer Krankheit 1990. Peter von Roten starb ein Jahr später. In Zeiten schneller Scheidungen wirkt die

Geschichte dieser langen wenn auch komplizierten Ehe fast wie ein Moralstück: dass man im ständigen empathischen und respektvollen Gespräch Konflikte bewältigt, ohne sich und die Beziehung aufzugeben.

besprochen von Stefana Sabin, Frankfurt

Wilfried Meichtry: «Verliebte Feinde. Iris und Peter von Roten». Zürich: Amman, 2007.

## Ein Dutzend Begegnungen

Zum 70. Geburtstag Peter von Matts versammelt dieser Band Aufsätze aus 36 Jahren über Elias Canetti – der erste erschien 1969 in den «Schweizer Monatsheften» –, und eindeutig dominiert dabei der Zeitraum ab dem Tode Canettis; drei Viertel des Materials sind rückblickend entstanden. Dies bestätigt die Regel, dass das Leben der Autoren postum beginnt, obwohl oder eben weil Canetti das Sterbenmüssen hasste wie kein anderer. Die beiden Nachrufe von 1994, ausgerechnet, bilden die einzigen schwächeren Texte dieser Zusammenstellung; denn Peter von Matt als ein enger Vertrauter Canettis möchte hier, vielleicht zu sehr konstruierend, Leben und Werk zur Übereinstimmung bringen. Missverständlich klingt es auch zu sagen, die «Verwandlung» sei ein «Schlüsselwort für Canettis Lebensarbeit» – dem Ausdruck eignet eine – fragliche – Doppeldeutigkeit; denn er gilt im Sinne eines literarischen Vorgehens (der An-Verwandlung), jedoch weniger für die Lebensweise, zudem deutlich dargestellt wird, wie unwillig Canetti sich gegenüber «Häutungen» verhielt und wie er seine Lebensalter vom Kind bis zum Greis immer un-verwandelt präsent haben wollte.

Die Betrachtungen zu Canettis Leben und zum Werk, für sich genommen, glänzen wie gewohnt. Immer ist Peter von Matts feine, konkrete, sympathisierende und dabei überraschende Bezüge findende Textarbeit ein Genuss. Erhellend sind die Überlegungen zur Aphoristik Canettis mit den Verbindungslinien zu Hebbel und Lichtenberg. Diese verdreht anmutenden Kürzestprosastücke sind keineswegs ein «Ertrag intellektueller Prozesse, sondern das plötzliche Geschehen aus dem erregten Gehirn heraus», und obwohl sie erkennbar komponiert sind, drehen sie sich semantisch gerne im Leeren (hier fällt auch das wohl unvermeidbare Wort «Dekonstruktion»), sie bilden ihre eigene, verstörende Form, sind zu widerständig, um blosse Hobelabfälle aus der Werkstatt gewesen zu sein.

Von Matt stellt heraus, wie sehr Canetti Abstrahierungen ablehnte, erst recht das ideologische Betrachten von Literatur, und wie er den Blick aufs Detail forderte (darin ähnelte er Nabokov), was bei der Germanistik schlecht angekommen sei. Trotzdem klingt es übertrieben, wenn von Matt anno 2005 behauptet: «Er hasste die Systeme, deshalb können die Systematiker auch ihn nicht ausstehen. Canetti



hat mehr Gegner als andere Schriftsteller.» Das mag einmal so gewesen sein, zu spüren ist davon heute nichts mehr. Bezeichnend für solche Veränderungen ist die Entwicklung, die sich innerhalb dieses Bandes beim Betrachten Sigmund Freuds zeigt: 1969 beruft sich von Matt noch auf «die von Freud entdeckten seelischen Mechanismen», als handle es sich um blanke Fakten, 1981 heisst es, «der Schriftsteller Freud ist es, mehr als der Theoriebildner», 1989 darf der Leser bereits etwas «mit der wissenschaftlichen Explikation Sigmund Freuds konfrontieren und zusehen», was so daraus wird. Und 1994 ist es kein Problem mehr, Canettis «passionierte Gegnerschaft zu Freud» offen zu benennen und ausschliesslich den Stilisten Freud hervorzuheben. Eine Salomitaktik des Abrückens von systematischer Interpretation.

besprochen von Marcus Jensen, Berlin

Peter von Matt: «Der Entflammte. Über Elias Canetti». Zürich: Nagel & Kimche, 2007.

## Wie ein Kind in der Nacht

«Die Puppen haben Angst, wenn sie die Augen schliessen», sagt das Mädchen, «sie glauben dann, es werde nie wieder hell.» Das Mädchen im Bilderbuch von Jürg Schubiger und Eva Muggenthaler liegt mit weitoffenen Augen im Bett. Jeden Abend kommt der weisse Bär ans Bett, und sein Fell schimmert im Dunkel. Wenn das Mädchen aufs Klo muss, kommt er mit und putzt sich die Zähne, und wenn von nebenan Musik klingt, tanzt er, aber der weisse Bär nimmt soviel Raum ein, dass für das Mädchen fast kein Platz mehr ist. Doch eines Nachts bleibt der weisse Bär plötzlich weg. Es ist stockfinster. «Wenn jetzt ein Bär neben meinem Bett sitzt», denkt das Mädchen, «dann muss es ein schwarzer Bär sein.» Es kann das Schnaufen einer feuchten Nase tatsächlich hören. Aber der schwarze Bär kommt nicht mit aufs Klo, und er tanzt auch nicht. Im Traum reitet das Mädchen auf seinem Rücken abenteuerlustig in die Nacht hinaus, während es friedlich im Bett liegt und schläft. «Der weisse Bär, der ist erfunden», flüstert das Mädchen zum Schluss des Buchs der Mutter ins Ohr, denn inzwischen hat es gelernt, den raumgreifenden Alltag aus der Nacht zu verbannen und sich im Dunkel geborgen zu fühlen. Weiss und Schwarz wie Tag und Nacht – beides gehört zusammen. Diese Zweiteilung zieht sich in Bild und Text durch ein aussergewöhnliches Bilderbuch, das mit traditionellen Seh- und Erzählgewohnheiten bricht und das Erwachsenen und Kindern unterschiedliche Zugänge zu einem uralten Thema bietet: der Angst vor der Dunkelheit.

besprochen von Christine Holliger, Zürich

Jürg Schubiger (Text) und Eva Muggenthaler (Illustration): «Der weisse Bär und der schwarze Bär». Wuppertal: Peter Hammer, 2007.

## Menschen, Medien und Märkte

Dynastische Wachablösungen erhielten in vergangenen Zeiten zusätzlichen Glanz durch Werkaufträge an bedeutende Künstler für Chorwerke, Kolossalgemälde oder andere Grosstaten. Zur Übergabe der verlegerischen und unternehmerischen Verantwortung für die Zürcher Tamedia AG von Hans Heinrich Coninx an Pietro Supino wurde eine etwas republikanischere Variante gewählt: man liess den bekannten Autor Karl Lüönd ein Buch zur Thema der Rolle des Verlegers in medialen Umbruchzeiten verfassen. Das hat nicht nur deswegen seinen Reiz, weil Lüönd einer der bestbeschlagenen Kenner der Schweizer Medienszene sowie ein bekannt scharfzüngiger und brillanter Formuliervirtuose ist. Als Chefredaktor der damaligen «Züri-Woche» hatte er sich mit Schreibern seines jetzigen Auftraggebers, Coninx, über Jahre legendäre Schreibduelle geliefert.

Herausgekommen ist ein knapp 250seitiges Buch, flüssig und unterhaltsam geschrieben, das sich nicht nur an die kleine Zielgruppe der obersten Verlagsverantwortlichen richtet. Notwendigerweise stark gerafft, gibt es einen Überblick über Geschichte und Funktion des Verlegers seit der Erfindung des Drucks, die über alle Zeiten gleichbleibenden Schwierigkeiten und Hindernisse, und die sich wandelnden technischen Voraussetzungen. Der für Aussenstehende manchmal etwas verwirrend wirkende Schweizer Medienmarkt mit seinen Eigenheiten, wie den vielen Klein- und Mittelverlagen, der marktprägenden Funktion der Publipresse oder der staatlichen «Förderungspolitik», wird mit wenigen träfen Sätzen aufgeklärt und verständlich gemacht. Dabei fällt der unpräzise und prägnante Schreibstil des (Boulevard)-Journalisten Lüönd angenehm auf. Da will sich niemand vor Berufskollegen wichtig machen. Da schreibt einer für die Leser.

Das Werk ist in vier Teile gegliedert. In «Das Bild des Verlegers» bricht Lüönd eine Lanze für die Querdenker und Bauchmenschen der Branche. Interessanterweise ist allerdings ausgerechnet die Tamedia nachhaltig auf Erfolgskurs, seit die Tagesgeschäfte dem bekennenden Zahlenmenschen Martin Kall übergeben wurden, der sie mit viel Energie, Chuzpe und Fortüne vorwärtstreibt. «Die rauhe Wirklichkeit – der Markt» gibt einen kurzen aber kenntnisreichen Überblick über die Marktkräfte und die einzigartige Angebotssituation von Medien, die immer in zwei Märkten mit völlig unterschiedlichen Anforderungen zu bestehen haben: dem Leser- und dem Werbemarkt. Dazu kommen die nicht kleinen «Gegenspieler», vom Staat bis zum Quasistaatsbetrieb Post, für die eine freie Presse oft primär ein Ärgernis darstellt. Doch auch die oft marktfeindlich eingestellten Journalisten bekommen von ihrem Berufskollegen Lüönd auf feinironische Art den Spiegel vorgehalten. In «Macher und Nutzer – die Menschen in den Medien» zeigt ihnen der aus betont liberaler Sicht argumentierende Autor ihre vermeintlich «progressive», aber in Wahrheit oft bloss strukturkonservative Grundhaltung auf. «Erfolgsfaktoren



für die Zukunft», das letzte Kapitel, ist ein leidenschaftliches Plädoyer für unabhängigen, unbestechlichen und fairen Journalismus, den letztlich eben nur freie Unternehmer garantieren können, die die Funktion des Verlegers nicht nur als Anlagemöglichkeit oder gesellschaftliches Tummelfeld verstehen, sondern als eigentlichen Beruf.

Ein kluges und gut lesbares Buch, jedem zu empfehlen, der von einem profunden und engagierten Kenner des Meisters auf heitere Weise mehr über die Funktionsweise des (helvetischen) Medienmarktes wissen möchte.

besprochen von Duke Seidmann, Zürich

Karl Lüönd: «Verleger sein». Frauenfeld: Huber, 2007.

## Du musst deine Lektüre(n) ändern!

Eine breite Leserschaft findet sich heute in eine weithin unvorbereitete Selbständigkeit entlassen, weil sich die mit Wertungsfragen befassten Instanzen des Literaturbetriebs, durch ihr klares Votum für die Indifferenz, für unzuständig erklärt haben. Das in den letzten Jahren spürbar gewachsene Bedürfnis nach literarischer Orientierung lässt sich daher als eine Reaktion auf die zum Prinzip erhobene Unübersichtlichkeit verstehen. Den Schrecken der Beliebigkeit in pragmatischer Form Einhalt zu gebieten, sind deshalb Sammlungen literarischer Porträts überaus probate Mittel. Charles Linsmayer, der Verfasser der zweihundert (!) biographischen Skizzen, die in dem liebevoll gestalteten Band mit fünfzig, den Buchtitel reflektierenden Zeichnungen von Stephan Bundi reich illustriert worden sind, präsentiert hier die Früchte seiner Jahrzehnte währenden, ganz privaten und nun in kompakter Form sozusagen öffentlich gemachten Leselust. Freilich nicht ohne sich zugleich auch in aller Bescheidenheit als Autor innerhalb der literarischen Tradition der Literaturgeschichtsschreibung zu positionieren: die etwas pompösen Sternstunden der Menschheit sind seine Sache sichtlich eher nicht, wohl aber der (nirgendwo anmassende) walsersche Zugriff. Dieser dokumentiert sich im Titel «Schlaglichter» ebenso wie in der äussersten Verknappung des zu Gestaltenden auf Kürzestporträts (und womöglich sogar im einleitenden, programmatisch anmutenden Porträt des Epigrammatikers Friedrich von Logau). Der ursprüngliche, eher schlichte Entstehungskontext, die jeweils kaum eine Seite umfassende «Memento»-Sparte einer Zeitung, wird als kreative Herausforderung verstanden. Im Zwang zur Prägnanz und zum Minimalismus der Mittel liegt hier der ganz besondere Reiz, der den gleichfalls vorhandenen didaktischen Impetus liebevoll einzukleiden versteht.

Mit einem gewissen Schwerpunkt im zwanzigsten Jahrhundert, werden Autoren und Autorinnen der Weltliteratur in chronologischer Abfolge, ohne jeglichen Anspruch auf Vollständigkeit oder besondere Rücksichtnahme auf deren literaturwissenschaftlich verbrieftes Renommee, dargeboten.

Repräsentativ ist diese Auswahl natürlich trotzdem und zwar für den eigenwilligen, dezidiert unakademischen Kanon ihres Urhebers, der Johann Peter Hebel ebenso einschliesst wie Stefan George und John Dos Passos. Wohlgemerkt: an ihr wird man sich an manchen Stellen reiben können und sollen. Linsmayer setzt auf den mündigen Leser. Auf einen Leser, der sich etwa gegen die – am Ende vielleicht schweizerische Selbst- und Fremdwahrnehmung doch etwas allzu sehr ventilierende – Lesart von Weltliteratur wehrt, und auch gegen die Präferenzen für die tragisch Scheiternden bzw. gegen das Misstrauen gegenüber traditionsbefrachteter Höhenkammliteratur und poetischem Establishment.

Für solche dem Band eingeschriebenen Angriffspunkte sollte man allerdings vor allem dankbar sein. Sie stiften Sympathie, weil sich das auswahltreffende Individuum an keiner Stelle verleugnet. Und weil man sich hier – anders eben als in den allermeisten Literaturkritiken – endlich einmal reiben kann: wo sonst wird schon so klar Position bezogen? Indem der Verfasser also den Pflock in den Boden rammt und seinen Standort bestimmt – indem er seine Wahl zwischen wichtig und unwichtig, zwischen lebenswerten und lebenszeitvergeudenden Büchern für andere transparent macht, vergibt er zugleich einen umfassenden Handlungsauftrag an seine literaturbeflissenen Leser, den man in Abwandlung eines Rilke-Verses vielleicht so zusammenfassen könnte: Du musst deine Lektüre(n) ändern!

besprochen von Anett Lütteken, Bern

Charles Linsmayer: «Schlaglichter. 200 weltliterarische Kürzestporträts». Muri: Cosmos, 2006.

## Ohne Rücksicht aufs Bild

Wer Bilderbücher kennt und liebt, der weiss: die besten unter ihnen, die wunderbaren, grossen, scheinen immer schon in Bildern fabuliert. Nicht dass ihr Text deshalb überflüssig wäre, wer möchte schon auf den letzten Satz von Sendaks Wilden Kerlen verzichten? Aber sparsam sind diese Texte meist und können es sein, und auffallend oft stammen sie, wie im zitierten Falle, vom Künstler selbst. Anders bei «Mike O'Hara und die Alligatoren von New York».

Hier war offensichtlich zunächst eine schöne, ein bisschen skurrile Geschichte, von der man noch manch anderes wird sagen können, aber dass sie von Bildern her gedacht, gar ausgedacht wäre, ganz sicher nicht. Eine kleine Erzählung ist es, die ihren Ausgang nimmt von der Mär, es lebten in der Kanalisation von New York Alligatoren. Früher einmal waren sie Schosstiere, jetzt sind sie gross und gefährlich, ihre Herrchen und Frauchen haben sie gerade noch rechtzeitig die Toilette hinuntergespült. Eine Schauergeschichte eigentlich, nicht umsonst hat sie es in den Kanon der *urban legends* geschafft, aber Federspiel wendet sie schnell ins Leichte: den Armen geht's da unten gar nicht gut, zu allem Überfluss

sind sie auch noch heillos zerstritten, Alteingesessene gegen Neuankömmlinge, man kennt das, es ist unter den Strassen von New York nicht anders als darüber. Von dort, von oben, kommt Mike O'Hara, der Junge, der seinem Ball hinterher springt und kopfüber in einen Abfallkorb fällt, er wird die Alligatoren retten. Das weiss er zwar noch nicht, als er – zum Glück auf einem Stapel alter Matratzen – in der Unterwelt landet, aber im entscheidenden Moment hat er die rettende Idee: Wenn alle ihre Schätze zusammentragen, die sie dort unten schon gesammelt haben, dann wird er die gegen ein Schiff eintauschen, und mit dem Schiff fahren die Alligatoren nach Florida, wo sie hingehören. So geht das, so erzählt es uns der Autor – und die Bilder?

Die finden sich hier und da: Mike O'Hara beim freien Fall in den tiefen Schacht, die Alligatoren im Schummerlicht der Kanäle oder, später, auf der Strasse unterwegs zum Hafen vor der Skyline von New York. Aber zu einer Geschichte in Bildern fügen sie sich nicht, da mag sich die begabte Petra Rappo noch so mühen, mit *comichaften* Sequenzen hier und Stimmungsbildern dort: wo die Geschichte nichts anbietet oder wenigstens Räume, Spielräume öffnet, kann keine grosse Bilderwelt entstehen.

Ob Jürg Federspiel wirklich ein Bilderbuch im Sinn hatte, als er seine Geschichte schrieb? Wenn ja, hat er auf den Zweiten oder die Zweite im Bunde nicht viel Rücksicht genommen. Man sieht es bis ins Detail. Eine Handvoll phantastischer Gefährten stehen Mike O'Hara in der Unterwelt bei, Tincan zum Beispiel, der sicher nicht zufällig auf den Zauberer von Oz anspielende Konservendosenmann, oder der abgerissene Rugger aus einem alten Teppich mit einem Kopf, der einmal ein Plastikkanister war, beides schöne Herausforderungen für die Illustratorin, die sie mit Charme gemeistert hat. Aber der Wortführer der Gefährten ist ausgerechnet Ballballoon, den Federspiel aus alten Bällen zusammensetzt – eine undankbare Bildidee, denn wie soll die Figur nun anders aussehen als die Luftballonbündel, die man vom Jahrmarkt kennt, mit einem Mund nur im obersten Ballon und aufgemalten Augen? Der freundliche Ballballoon schwebt denn auch – schwebt, weil wieder der Autor es so (vor)schreibt – glatt und fremd durch die Kanäle und durchs Buch, als sei Seelenlosigkeit die Strafe dafür, dass er der Illustratorin das Leben so schwergemacht hat.

Bleibt, wie so oft, das Fazit, dass Bilderbücher mit das schwerste sind, was zwei miteinander anfangen können. Dennoch: die Geschichte vorlesen, bei den schönsten Bildern innehalten, sich fragen lassen, ob das mit den Alligatoren in den Kanälen wirklich stimmt und ob sie womöglich auch in Zürich oder Bern vorkommen, dann werden Kind und Vorleser ihr Vergnügen haben. Im Wiederholungsfalle – «Liest du mir noch mal die Geschichte von den Krokodilen oder wie die heissen?» – ist auch die beigegefügte Hör-CD erlaubt.

besprochen von Friedbert Stohner, München

Jürg Federspiel, Petra Rappo: «Mike O'Hara und die Alligatoren von New York». Zürich: NordSüd, 2007.

## Im Himmelreich der Übersetzung

Nach einer alten theologischen Vorstellung bedeutet die «Translation» den direkten Übergang eines Menschen in das Himmelreich – ohne den Umweg über den Tod nehmen zu müssen. Auch der Lyrik-Übersetzer, sofern er das Ideal der Translation anstrebt, scheint einen privilegierten Zugang zum Paradies zu besitzen. Wenn er zudem das Glück hat, in dem pfälzischen Weinbaustädtchen Edenkoben in einer Übersetzerwerkstatt mitzuwirken, kommt er paradiesischen Zuständen schon sehr nahe. Seit bald zwanzig Jahren betreibt man nämlich in Edenkoben das Projekt «Poesie der Nachbarn», bei dem sechs deutsche Dichter auf ebenso viele Lyriker aus einem europäischen Nachbarland treffen. Eine Woche lang tauschen sich die Dichter untereinander aus; aufgrund von Interlinearversionen werden Übersetzungen der Texte des europäischen Gastes angefertigt und die Erträge des Treffens werden alljährlich in einer schön ausgestatteten Anthologie des Heidelberger Wunderhorn-Verlags veröffentlicht.

Diesem Langzeitprojekt verdanken wir nun einen sehr seltenen poetischen Dialog. Denn der jüngste Band der «Poesie der Nachbarn»-Reihe versammelt «Gedichte aus der Schweiz» – hier treffen nun Autoren aus Literaturregionen aufeinander, die im helvetischen Kulturalltag in der Regel wenig verbindet. Drei Autoren und Autorinnen aus der Romandie (Claire Genoux, Pierre Voëlin, Frédéric Wandelière), zwei aus dem Tessin (Antonio Rossi, Alberto Nessi) und die Rätoromanin Leta Semadeni. Bis auf den Tessiner Alberto Nessi, dessen scheinbar alltagsnahe und doch metaphysisch-abgründige Poesie der Existenz den Lyrik-Kennern im deutschsprachigen Raum schon ein wenig vertraut ist, absolvieren die Autoren der Anthologie ihren ersten lyrischen Auftritt im deutschsprachigen Raum. Die aus dem Engadin stammende und rätoromanisch (in der Variante Valader) schreibende Leta Semadeni ist eine der grossen Entdeckungen dieser Anthologie. Mit weitgeöffneten Sinnen erkundet ihr lyrisches Ich die Welt, mit naturmagischen, mitunter märchenhaften Versen berührt sie den Himmel, der «nur einen Augenblick entfernt» ist. Eine Antipodin dieser sensualistischen Poesie ist die in Lausanne lebende Claire Genoux, Jahrgang 1971, die in harten Fügungen die Poesie als eine Desillusionierungskunst betreibt: «*Ich habe zwei linke Beine / zwei Augen denen schwindelt / ein Gesicht in das Sonne Zeichen gekerbt / zwei Hände übersät mit Kratzwunden vom Beten / ...und den grauen Schleier des Todes um den Hals.*» Diese vorzügliche Anthologie, die das Gedicht-Original teilweise konkurrierenden Übersetzungen gegenüber stellt, leistet Pionierarbeit bei der Erkundung der lyrischen Schweiz.

besprochen von Michael Braun, Heidelberg

Hans Thill (Hrsg.): «Das verborgene Licht der Jahreszeiten. Gedichte aus der Schweiz». Heidelberg: Das Wunderhorn, 2007.